

Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Sechshundachtzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Kieger & Sattler.

1846.

Paul de Rohé

pharmaceutische Formeln

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser

Lehrbeauftragter



Stuttgart

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1816

Andreas,
der Savoyarde.

Von

Paul de Roch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.

Handbuch

der Naturgeschichte

von

Paul de Meuse

Lehrer der Naturgeschichte

an

der Universität Göttingen

Verlag von



Verlag von

Georg Olms Buchhandlung

1816

Erstes Kapitel.

Die Rückkehr nach Paris. — Ich verlasse das Hotel.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Genf schiffen wir uns auf der Rhone nach Lyon ein. Die Ufer der Rhone erquicken Gesunde und Kranke gleich sehr; mehrere Wochen lang bewundern wir die herrlichen Landschaften an beiden Seiten des Stromes. Das Rhonethal ist weniger malerisch als die schönen Schweizerthäler, aber immerhin würdig des Pinsels.

Endlich denkt Herr Dermilly an die Rückkehr. Wir kommen in Lyon an und reisen nach achttägigem Aufenthalt in dieser Stadt, welche die Erinnerung an den armen Peter und sein Abenteuer in mir wieder auffrischt, unseres Weges weiter. Die wankende Gesundheit Herrn Dermilly's nöthigt uns von Zeit zu Zeit zu rasten, und erst nach neunmonatlicher Abwesenheit sehe ich Paris wieder, wo ich das erste Mal tanzend und singend mit dem verlorenen Bruder einzog. Wie ist jetzt Alles so anders geworden!

„Andreas,“ sagt Herr Dermilly, als wir in die Barriären der Hauptstadt einfahren, „Du kehrt in das Hotel des Herrn Grafen zurück, doch fast glaube ich nur vorläufig. Was auch kommen mag, vergiß nicht,

daß ich Dich als meinen Sohn ansehe und daß meine Wohnung die Deinige ist."

Edelmüthiger Mann, wodurch habe ich so viel Güte verdient? Und doch brenne ich vor Ungeduld, ihn zu verlassen und in's Hotel zurückzukehren. So undankbar macht die Liebe, ohne je Ersatz zu bieten für die Schwächen und Fehler, wozu sie Anlaß gibt.

Es ist acht Uhr Abends, als ich das Hotel besteige. Verlangend sehe ich hinauf zu den Fenstern von Adolphins Gemach: sie ist da, mein Herz sagt mir's; aber werde ich sie zu Gesicht bekommen heute Abend? Ich fürchte Vater und Neffen. Nein, ich will nicht zu ihr. Geschwind zu Lucilien!

Wenn nur Lucilie im Zimmer ist. Doch ja, der Schlüssel steckt. Im Vorzimmer höre ich, wie sie in ihrer Schlafkammer sich laut unterhält. Wer mag das sein? Adolphine? Unmöglich! Ich kann nicht umhin, ein Weilchen zuzuhören.

"Hurtig, John, Ihre englische Lektüre. Aber drängen Sie nicht so mit Ihren Beinen gegen meine."

"Yes, Miss."

"Immer yes, yes. Schon wieder treten Sie mir auf die Füße."

"Yes, Miss."

"Halten Sie sich ruhig, John, und sagen mir, was 'ich liebe Sie' auf Englisch heißt."

"I love you, Miss."

"Ai love. Wie weit man das Mäulchen aufreißen muß. Gottlob habe ich hübsche Zähne..."

Ai love."

„I love you for ever.“

„For ever? Was heißt das?“

„For ever, Miss . . . ich liebe Ihnen für viel Seit . . .“

„Ha ha ha! Wie komisch das klingt! und dabei sieht er mich an, als wäre er zwanzig Jahre alt. Ha ha ha!“

„For ever, Miss.“

„Ja, ja, ich verstehe . . . haltet doch die Kniee ruhig, kleiner Jockey. Mein Gott, wie feine Haut die Engländer haben, erst jetzt sehe ich das . . . und was heißt: küssen Sie mich, John?“

„Kiss me.“

„Kiss me? Ha ha! wie drollig! . . . Das kann ich leicht nachsagen: Kiss me . . . Kiss me . . . na, wollt Ihr gleich aufhören, Schelmchen . . . er erdrückt mich noch!“

Plötzlich reiße ich die Thüre auf, um dem englischen Unterricht ein Ende zu machen, und sehe, wie Mamsell Lucilie die Hand eines kleinen, rothigen, pausbäckigen Blondins in der ihrigen drückt. Es hat mir ganz den Anschein, als lerne er ungleich schneller denn wir Savoyarden.

Raum erkennt mich Lucilie, so schreit sie laut auf und wird bis über die Ohren roth, während der kleine Jockey mich verdutzt anblickt. Aber schnell besinnt sie sich und winkt ihrem Schüler fortzugehen.

„Für heute ist's genug,“ sagt sie, „morgen mehr!“

Master John grüßt sie fast mit betrübter Miene und schleicht sich leise brummend aus dem Zimmer fort.

„Also wieder zurück, Andreas?“ sagt Lucilie, auf mich zukommend. „Das nennt man Ueberraschung.“

„Ich sah, wie wenig Sie auf einen Besuch von mir gefaßt waren.“

„Wie so, mein Herr? Sie sind doch nicht eifersüchtig auf ein Kind, he? 's ist ja nur Spaß, der englische Unterricht, nur Spaß. Auf John eifersüchtig sein! ha ha ha!“

„Nicht im Geringsten, Mamsell Lucilie, ich versichere Sie . . .“

„Um so besser! Aber wie groß Sie geworden sind, Andreas, vollständig zum Mann erwachsen. Ich darf jetzt nicht mehr Du sagen. Und Sie küssen mich nicht 'mal, Andreas? Haben Sie die Artigkeit auf Reisen verlernt?“

„Wie geht es der gnädigen Frau? dem gnädigen Frau . . . lein?“

„Sie haben sie noch nicht gesehen?“

„Nein, ich komme so eben erst an.“

„Sie werden jetzt allein sein. Madame klagte über Kopfschmerz heute Morgen und hat keine Besuche angenommen.“

„Sie sind allein? So will ich hinunter.“

„Ohne mir einen Kuß zu gönnen, Andreas? . . . Aber ich hoffe, Sie kommen wieder!“

Ich höre Lucilien nicht mehr; ich stehe schon vor den Zimmern der Frau Gräfin. Wie mein Herz pocht! Ich soll sie wiedersehen, sie, die Geliebte, die Angebetete! Ach, die Reise hat meine Liebe nur gefördert, statt sie zu schwächen.

Nur eine einzige Thüre trennt mich noch von ihr. Ich Sinnloser, statt diese Leidenschaft zu nähren, die mich früher oder später unglücklich machen muß, thäte ich nicht besser, sie zu fliehen? Aber ich kann nicht. Schon habe ich den Thürdrücker in der Hand . . . ich öffne leise . . . ich sehe sie lesend am Tische sitzen. Sie hört mich nicht . . . sie liest ruhig fort. Im Spiegel ihr gegenüber betrachte ich sie mir nach Herzenslust: ja, sie ist noch schöner, noch viel schöner geworden! Sie zählt jetzt sechszehn Jahre. O, daß wir noch in jener Zeit wären, da ich sie auf dem Arme trug, da ihre zierlichen Finger mit meinen Haarlocken spielten.

Indeß bin ich ihr unvermerkt näher gekommen; endlich stehe ich dicht bei ihr. Ohne zu wissen, was ich thue, ergreife ich ihre Hand und führe sie an mein Herz.

Abolpphine erschrickt anfangs; als sie mich aber erkennt, scheint sie hocherfreut.

„Sie wieder da, Andreas?“ sagt sie. „O, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen. Jetzt reisen Sie nicht mehr, Andreas, nicht wahr? jetzt bleiben Sie bei uns?“

Und dabei läßt mir das reizende Mädchen ihre Hand, die ich begeistert an's Herz drücke. Ich bin in so süßer Verwirrung, daß ich nicht weiß, was ich sage. Sie scheint mein Entzücken zu theilen.

„Sie haben mich also nicht vergessen, Fräulein Abolpphine?“

„Wie konnt' ich das, Andreas? Sind Sie nicht mein Jugendfreund? mein Lebensretter?“

„O, daß ich mich Ihnen ganz widmen dürfte! Wüßten Sie nur, wie ich mich überall nach Ihnen zurücksehnte. Ich kannte nur Einen Wunsch: Sie bald möglichst wiederzusehen.“

Fast entschlüpft mir mein Geheimniß, so glücklich bin ich. Ich vergesse, daß ich vor Fräulein Adolphine stehe, daß eine weite Luft mich von ihr trennt, da höre ich Schritte im Nebenzimmer. Ich habe kaum Zeit, ihre Hand loszulassen, als — der Marquis in den Saal tritt.

Als er mich erblickt, verzieht er höhnisch die Lippen, geht auf seine Cousine zu, setzt sich ihr gegenüber und nimmt sie vertraulich bei der Hand. Ach, er kennt den Werth dieses Schatzes nicht!

„Wie ich höre, ist die Frau Mama unwohl, liebes Cousinchen, auch ich leide an Kopfschmerzen, darum will ich mit Ihnen recht nach Herzenslust lachen, bis sie fort sind.“

Dann sieht er mich verächtlich an und ruft:
„Was machen Sie da? Gehen Sie hinaus, wir brauchen Sie nicht.“

Ich stehe wie angewurzelt, meine Augen fest auf den Marquis gerichtet. Nur mit äußerster Mühe halte ich mich zurück.

„Haben Sie mich verstanden?“ hebt er nach einer Weile an, als er mich noch immer auf dem nämlichen Platze sieht. „Ich gebiete Ihnen, hinauszu-
gehen.“

„Ich habe Sie gehört, mein Herr, aber nicht gewußt, daß Sie zu mir reden.“

„Zu wem sonst? Glauben Sie, ich trage Bedenken, den Herrn Savoyarden mit Namen Andreas fortgehen zu heißen?“

„Sie haben recht, Herr; ich bin Savoyarde und rechne mir's zur Ehre an. Meine Landsleute sind bekannt wegen ihrer Ehrlichkeit, Treue und Dankbarkeit. Zeit meines Lebens will ich ihnen in diesen ererbten Tugenden nacheifern. Dieß Gut ist mir lieber als alles Geld und alle Titel so mancher vornehmer Bösewichter.“

„Schöne Phrasen das, mein Lieber. Gewiß haben Sie die im Aubigu oder de la Gaîté gelernt. Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen.“

„Sie haben hier Nichts zu befehlen, Herr!“

„Unverschämter! Ich will Dich Mores lehren.“

Mein Blut kocht in meinen Adern . . . aber Adolphe kommt auf mich zu und sieht mich flehend an.

„Mein Gott, warum dieser Streit?“ ruft sie.

„Cousin, was hat Ihnen Andreas zu Leide gethan?“

„Ihr Andreas ist ein unverschämter Gesell.“

Länger halt ich's nicht aus: ich will auf den Marquis zustürzen, da wirft sich Adolphe flehend zwischen uns.

„Ohne die Anwesenheit von Fräulein Adolphe,“ rufe ich dem Marquis zu, „lasse ich mich nicht ungestraft kränken. Danken Sie ihr!“

„Ich glaube gar, er will mir troßen. Wart', ich will Dich lehren . . .“

In dem Augenblick tritt meine Wohlthäterin in's Zimmer: sie hat unsern Streit gehört und ist alsbald herbeigeeilt, ihrer Schmerzen nicht achtend. Adolphine wirft sich in die Arme ihrer Mutter und ruft: „Gib es nicht zu, liebe Mutter, daß sie sich zanken. Wenn Du wüßtest. . .“

„Ich weiß Alles,“ erwiedert die Gräfin. „Therigny, ich glaubte, Sie hätten mehr Achtung vor mir! Bedenken Sie, daß Sie in meinem Hause sind und in Gegenwart meiner Tochter.“

„Wie, liebe Tante, Sie. . .“

„Schweigen Sie, Therigny! und Sie, Andreas, gehen Sie auf Ihr Zimmer. . . kommen Sie morgen zu mir. . . gehen Sie, Andreas, ich bitte Sie.“

Damit reicht sie mir ihre Hand, die ich ehrerbietig küsse. Dann gehe ich hinaus, ohne den Marquis anzusehen, damit nicht mein Zorn mich zu einer Pflichtvergessenheit gegen meine Wohlthäterin hinreißt.

Oben erwartet mich Lucilie; hier kann ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen. Mit großen Schritten spaziere ich im Zimmer auf und ab, ohne Lucilie zu beachten, die mich von Zeit zu Zeit am Rock zußt.

„Das ist zu arg!“

„Was ist zu arg, Andreas?“

„So beschimpft zu werden und in Gegenwart Adolphins.“

„Von wem?“

„O, meine Wohlthäterin, ohne ihre Nähe, wer weiß, wozu mein Zorn mich gebracht hätte!“

„Schon wieder im Zorn, mein Herr? und gegen wen?“

„Ich habe es satt! morgen verlasse ich das Hotel.“

„Sie verlassen das Hotel? ha ha ha! Andreas, was Sie sagen?“

„Ich würde es gleich verlassen ohne den Befehl der Gräfin, die mich auf morgen zu sich beschieden hat.“

„Hören Sie endlich auf, so zu scherzen, Herr Andreas; ich werde unwohl, wenn Sie nochmals vom Weggehen reden . . . o meine Nerven, ich fühle, wie sie starr werden . . . o ich falle . . .“

Dabei wirft sie sich laut seufzend auf den nächsten Stuhl. Als sie aber sieht, daß ihre Krämpfe mich nicht sonderlich rühren und ich nach wie vor mit weiten Schritten im Zimmer herumgehe, da besinnt sie sich plötzlich eines Andern und fliegt auf mich zu.

„Schätzchen, wer hat Sie so in Harnisch gebracht, sprich? Wurmt Sie der englische Unterricht beim kleinen Jockey, so will ich ihn aufgeben, so unschuldig er ist.“

„O nein, Lucilie, fahren Sie damit fort, so lange und so oft Sie wollen: ich werde Sie nicht lange mehr geniren; morgen gehe ich fort.“

„Das war der Mühe werth, zu kommen, um gleich wieder zu gehen. Und warum wollen Sie denn fort? was hat man Ihnen gethan?“

„Man hat mich gekränkt, Lucilie, beleidigt, wie einen Miserabeln behandelt.“

„Wer, Andreas, wer?“

„Der Neffe des Grafen.“

„Bah, weiter nichts! Um den Gecken, den Narren, der kaum jede hundertste Minute weiß, was er sagt, um den kümmern Sie sich, Andreas?“

„Lucilie, es gibt Dinge, die ich niemals vergessen werde. Ich stehe nicht für mich ein, was geschieht, wenn ich noch einen Tag länger im Hotel bleibe. Ich muß fort, es ist meine Pflicht; die Frau Gräfin kann meinen Entschluß nur billigen, das weiß ich.“

„Und ich weiß, daß sie Sie nicht fort läßt.“

„Lucilie, helfen Sie mir meine Sachen packen.“

„Hübscher Zeitvertreib nach neunmonatlicher Abwesenheit, wo man sich zum ersten Mal wieder sieht und Allerlei zu plaudern hat. Doch weil Sie's wollen . . .“

„Es ist schnell geschehen.“

„Mein Gott, wie halt ich's aus im Hotel, wenn der Andreas fort ist. Während Ihrer Reise tröstete ich mich wenigstens mit Ihrer Rückkehr.“

„Der Unterricht im Englischen wird Sie zerstreuen, Lucilie.“

„Seht, wie böse er ist, der Andreas! Ist das der Dank für meine Liebe?“

„Ich werde Ihre Güte nie vergessen, Lucilie, und die seligen Stunden, die ich bei Ihnen verlebte.“

„Hoffentlich, Andreas, aber aus dem Auge, nicht aus dem Sinn. Wir können uns ja nach wie vor sehen . . . 'nen Kuß, Andreas, wenn Sie mich noch lieb haben.“

„O, der Therigny! sein Anblick allein . . .“

„Hol' der Teufel alle Zornigen . . . 's ist nichts

anzufangen mit ihnen. Wollte, Andreas, Sie wären noch so liebenswürdig wie als Kind."

"Wie sie die Arme nach mir ausstreckte . . . wie sie mich ansah!"

"Wer streckte die Arme nach Ihnen aus? wer sah sie an? Ich will es wissen."

"Nein, sie verachtet mich nicht: sie ist zu gut, zu zartfühlend."

"Herr, Sie können sich selbst Ihre Hosen einpacken . . . das Geschwätz langweilt mich."

"O Adolphine! Adolphine!"

"So so! also das gnädige Fräulein steckt dem Herrn im Kopfe? Ich fürchte, er verliert noch den Verstand um sie . . . wenn's noch um mich wäre, aber, bah! er denkt nicht mehr an seine Lucilie! . . . Wo wird denn der Herr in Zukunft wohnen? ich hoffe, nicht bei seiner Mamsell Nanette, denn die ist kein Kind mehr, und der Anstand . . . Andreas, Ihre Adresse, ich will Sie oft besuchen."

"Ich ziehe zu Herrn Dermilly."

"Zu Herrn Dermilly? Das genirt mich . . . aber gleichviel! immer noch besser wie zu dem alten Vater Bernhard."

Bernhard! Nanette! o ich Undankbarer! Noch habe ich sie nicht gesehen, kaum an sie gedacht! . . . Aber wenn ich erst fort bin aus dem Hotel, dann will ich ganz der Freundschaft leben.

Die Nacht vergeht unter trüben Betrachtungen von meiner Seite und unter fortwährenden Klagen von Luciliens Seite. Mit Tagesanbruch verläßt

mich das junge Kammermädchen, halb zärtlich, halb betrübt.

Gegen eilf Uhr ruft mich endlich Lucilie zur gnädigen Frau hinunter, die mich sprechen will. Adolphine sitzt bei der Mutter und zeichnet.

Die gute Caroline bezeugt mir die wärmste Freundschaft, Adolphine sieht mich huldvoll lächelnd an: Beide eifern in die Wette, die Kränkung des Marquis in Vergessenheit zu bringen. Ich eröffne dann der Gräfin meinen Wunsch, bei Herrn Dermilly zu wohnen, voraussetzlich mit ihrer Einwilligung. Adolphine scheint ängstlich auf die Antwort der Mutter zu warten. Nach kurzem Besinnen antwortet diese:

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, Andreas, und habe Nichts gegen Ihren Umzug, nicht, als ob ich fürchtete, die gestrigen Auftritte würden sich erneuern, sondern weil ich glaube, daß die Gegenwart des Marquis Ihnen lästig fallen muß. Da Ihre Erziehung beendet ist, müssen Sie jetzt Welt und Menschen aus eigener Anschauung kennen lernen, wozu Sie nicht leicht bessere Anleitung finden als bei Herrn Dermilly, der Sie eben so herzlich liebt wie ich, und das will viel heißen, Andreas! Bei ihm sind Sie eben so gut aufgehoben wie bei mir. Das tröstet mich über Ihre Trennung von uns.“

„Wie, Mutter, Du lässest ihn fort?“ ruft Adolphine.

„Weil ich's gut mit ihm meine, liebe Tochter. Andreas ist jetzt neunzehn Jahre alt; der Aufenthalt hier, wo er fast ausschließlich auf sein Zimmer be-

beschränkt ist, kann ihm nicht länger zusagen. Wir sehen uns recht oft, nicht wahr, Andreas?"

Ich stottere nothdürftig eine Antwort, denn die unlängbare Betrübniß Adolphins über die bevorstehende Trennung verwirrt mich. Darauf scheinen auch die Thränen zu deuten, die ich in ihren Augen sehe.

„Ehe ich Sie fortlasse, Andreas,“ fängt meine Wohlthäterin von Neuem an, „muß ich Ihnen meine Absichten mit Ihnen entdecken. Ich wollte Ihnen die Mittel an die Hand geben, sich hier in Paris zu etabliren, und Sie an das Mädchen verheirathen, das Sie lieben.“

„Das ich liebe?“ wiederhole ich bestürzt, während Adolphine mich heimlich ansieht und aufmerksam zuhört.

„Ja, Andreas, ich habe die Gefühle Ihres Herzens errathen.“

Ich blicke erröthend nieder.

„Nicht gleich,“ fährt die Gräfin fort. „Sie sind noch zu jung zum Heirathen, Andreas, aber wenn die Zeit da ist zu Ihrer Vermählung mit . . . Nanetten, so liegt die Mitgift für Sie bereit. Nehmen Sie das an als einen geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit für die Verdienste Ihres seligen Vaters um mich und meine Tochter.“

Nanette! . . . Sie glaubt also — Adolphine vielleicht auch — ich liebe Nanette! Nein, ich will und muß ihnen den Irrthum nehmen. Adolphine blickt auf ihre Zeichnung nieder, aber die Hand ruht; jetzt

sieht sie auf die Seite, um ihre Bewegung vor der Mutter zu verbergen.

„Madame,“ antworte ich feurig, „ich danke Ihnen für den neuen Beweis Ihrer Güte, aber ich kann ihn nicht annehmen. Sie irren sich über meine Neigungen. Ich werde nie, nie Nanette heirathen. Ich betrachte sie als eine Schwester, doch von Liebe zu ihr weiß ich Nichts.“

„Sie lieben Nanette nicht?“ ruft meine Beschützerin erstaunt.

Statt zu antworten, sehe ich Adolphine an, die freier zu athmen scheint und mir einen Blick zuwirft, so süß, so liebevoll, daß ich in dem Augenblicke mit keinem Könige der Erde getauscht hätte.

Ich kann mich nicht satt sehen an ihr; obgleich sie das Haupt bückt, bemerke ich, wie ein leichtes Lächeln über ihre Lippen schwebt, offenbar in Folge meiner Antwort.

So bleiben wir einige Minuten lang, während Adolphinens Mutter, ohne daß ich es gewahre, bald ihre Tochter, bald mich ansieht. Endlich erwache ich aus meinem Rausche, und als ich meine Augen auf die Gräfin richte, glaube ich einen Ausdruck von Ernst, fast Strenge, wie ich ihn nie an ihr bemerkt, auf ihrem Gesichte zu lesen. Erröthend schlage ich den Blick nieder, fürchtend, sie habe die Gefühle meines Herzens errathen.

„Es thut mir leid,“ hebt die Gräfin von Neuem an, „daß ich mich geirrt habe. Ich freute mich, Sie einst an Nanettens Seite zu finden, und bin noch

jezt überzeugt, Sie würden glücklich mit ihr geworden sein. Vielleicht ändern Sie Ihre..."

"Nie, Madame, nie! Nie werde ich ein Mädchen lieben können, das..."

"Genug, Andreas, Sie können gehen; ich werde Sie beim Herrn Grafen entschuldigen."

Befremdet durch diese Worte meiner Wohlthäterin will ich fortgehen, aber gleich darauf hebt sie in sanfterem Tone an:

"Vergessen Sie nie, Andreas, daß sie einen Theil ihrer Jugend in diesem Hause verlebten, daß ich Sie wie meinen eigenen Sohn liebe, daß Ihr Glück mir ewig am Herzen liegt."

"Wie könnt' ich das vergessen, Madame? Ihre Wohlthaten haben sich unauslöschlich meinem Herzen eingeprägt; Gott gebe, daß ich Ihnen einst meine Erkenntlichkeit dafür beweisen kann!"

Die gute Caroline schließt mich zärtlich in ihre Arme; Adolphine kommt auf mich zu, doch ein Blick der Mutter hält sie zurück. Dafür reicht sie mir zum Abschiede die Hand, die ich in der meinen zittern fühle.

So schied ich aus dem Hause, wo ich acht Jahre meines Lebens zubrachte. Vielleicht wäre es mir, ach! besser gewesen, ich hätte es nie betreten!

Zweites Kapitel.

Unverhofftes Zusammentreffen.

„Da bin ich,“ sage ich, bei Herrn Dermilly ein-
tretend; „ich habe das Hotel auf immer geräumt
und will jetzt bei Ihnen bleiben, wenn Sie es er-
lauben.“

„Wenn ich's erlaube, welche Rede!“ antwortet
Herr Dermilly und schließt mich in seine Arme.
„Deine Nähe, Andreas, soll meine Langeweile ver-
scheuchen und meine Schmerzen stillen. Es dauert
nicht mehr lange, so wirst Du mir die Augen zu-
drücken.“

Ich suche ihm die finstern Gedanken auszureden,
indem ich ihm die Ereignisse im Hotel und die Ur-
sache meines plötzlichen Auszuges weitläufig erzähle.

„Du hast recht daran gethan,“ sagt er, „der
Gross hätte Dich am Ende vergessen machen, daß
Du in Carolinens Hause bist; Gott weiß, welch
Unheil daraus hätte entstehen können! Aber es ist
Deine Pflicht, Andreas, die Gräfin nach wie vor
zu besuchen, wenn auch so, daß Du jede Berührung
mit Leuten meidest, die Dir nicht wohlwollen. Geh'
recht oft zu Bernhard und Nanette. Mein Haus
steht ihnen jeder Zeit offen. Ich gehöre nicht zu den
Leuten, die Anstoß nehmen an dem Besuch eines
ehrlichen Mannes, zu welchem Stande er gehören
mag. So denk' ich als Künstler und würde so den-
ken, wenn ich Graf wäre.“

So bin ich denn wieder in dem nämlichen Zimmer, wo ich als eilfjähriger Knabe so liebevolle Pflege fand. Die gute Therese lebt nicht mehr; ein treuer Diener versieht jetzt ihre Stelle. Auch das Atelier, wo Rossignol seinen Gespensterspuk trieb, besuche ich mir wieder. Wo mag der Kerl jetzt stecken? Vielleicht hat man ihn seiner losen Streiche wegen längst fortgejagt aus Paris. Jetzt sollte er mich nicht mehr an der Nase herumführen! Herr Vermilly, der aus Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit nur noch äußerst selten arbeitet, gebraucht keine Modelle mehr.

„Es bleibt Dir vorbehalten, Andreas,“ sagt er, „die von mir angefangenen Gemälde zu vollenden.“

Der Umzug aus dem Hotel hat mich dermaßen beschäftigt, daß ich zu einem Besuche bei meinen alten Freunden bisher unmöglich habe Zeit finden können. Jetzt aber will ich zu ihnen. Sie wohnen noch an derselben Stelle. Vater Bernhard hält große Stücke auf seine Mansarde, obgleich er recht wohl eine bessere Wohnung beziehen könnte; seine und seiner Tochter Arbeit bringt ihnen genug ein. Aber der gute Wasserträger weiß nichts von Eitelkeit, und wenn ihm Nanette vorschlägt, einen Stock tiefer hinab zu ziehen, damit er nicht so hoch zu steigen habe, antwortet er seiner Tochter: „Meine Beine wissen, wohin sie mich zu tragen, und meine Freunde, wo sie mich zu suchen haben. Wer meinetwegen nicht eine Treppe höher steigen mag, der thut mir einen Gefallen, wenn er zu Hause bleibt.“

Darauf weiß Nanette nichts zu erwidern; ihr Herz sagt ihr, daß ein Stoch mehr oder weniger mich nicht genirt. Und sie hat recht. Mit Blitzes-schnelle bin ich oben und gleich darauf befinde ich mich in den Armen meiner guten Freunde. O, wie wohl mir das thut! Bernhard behauptet: ich sei ein schöner Mann geworden; Nanette: ich sei mir immer gleich geblieben; und ich finde Nanetten recht hübsch und schlank. Ihre neunzehn Jahre geben ihr ein gewisses zurückhaltendes Aussehen, das ihr vor-trefflich steht.

„Ich lade mich bei Euch zu Gast,“ sage ich ihnen.

„Wie, Andreas!“ ruft Nanette hocherfreut, „Du kehrest nicht in's Hotel zurück?“

„Nein, Nanette, ich habe es auf immer ver-lassen und wohne jetzt bei Herrn Dermilly.“

Vater Bernhard fragt nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung, worauf ich ihm Alles er-zähle. Im höchsten Grade überrascht mich die Freude, die Nanette darüber zeigt. War sie beim Wieder-sehen bloß erfreut, so bringt diese Nachricht sie wahrhaft außer sich: sie hüpfst und tanzt im Zim-mer herum, lacht und singt zu gleicher Zeit, Wonne strahlt aus ihren Augen, sie ist wie neugeboren, ganz wieder das achtjährige Kind, das mit mir un-sere heimischen Tänze tanzte.

„Vater! Vater!“ ruft sie außer sich, „er wohnt nicht mehr im Hotel! Welch ein Glück. Wie freut mich das!“

„Und warum denn?“ fragt Vater Bernhard.

„Weil wir ihn jetzt recht, recht oft sehen können. Herr Dermilly erlaubt uns gewiß, ihn zu besuchen, und dann hat er mehr Zeit und denkt mehr an uns und hat uns noch lieber.“

„Noch lieber, Nanette? Du sprichst, als hätte ich im Hotel Euch vergessen!“

„Nein, nein! aber die vielen schönen Zimmer, die herrlichen Möbel, die vornehme Welt, die da zusammen kommt, das Alles schwächt das Gedächtniß ein wenig; man sieht da Leute, die... O, wie froh bin ich, Andreas; o, lehre nie wieder dahin zurück.“

„Nie?“ ruft Bernhard; „das wäre ein schöner Dank für die vielen Wohlthaten.“

„Ich will nicht sagen, Papa, daß er die Frau Gräfin nicht besuchen soll, nein, aber er soll in dem vornehmen Hause nicht mehr wohnen und schlafen; das könnte ihm allerlei Dinge in den Kopf setzen, und Andreas darf nie vergessen, daß er ein Savoyarde ist. Nicht wahr, Andreas, das wirst Du nie vergessen? Du wirst nie stolz?“

„Ich, Nanette? Bin ich das je gewesen?“

„Nein, mein Sohn, das bist Du nie gewesen; aber meiner Seel', ich glaube, er hat dem Ding' da eine Schraube im Kopf losgemacht. Wie sie rabbelt und herumbüpf! Seit zehn Jahren habe ich an ihr das nicht mehr gesehen und gehört!“

Ich bleibe den ganzen Tag bei meinen Freunden. Unter den wahrhaft rührenden Beweisen von Anhänglichkeit, womit sie mich überhäufen, enteilen die

Stunden wie im Fluge. Wenn der Gedanke an Adolphine mir dann und wann einen Seufzer entlockt oder meine Stirne in Falten legt, dann nimmt Nanette, als errathe sie, was in meiner Seele vorgeht, zärtlich meine Hand, spricht von der Mutter, der Heimath, und weiß alsbald das Lächeln auf meine Lippen zurückzuzaubern. Vater Bernhard, der mit den Jahren sich etwas mehr Ruhe und Erholung gönnt, bleibt länger als gewöhnlich am Tische sitzen und leert ein Gläschen Wein mit mir auf die Gesundheit Aller, die mir lieb und werth sind, während Nanette mir leise zuflüstert: „Andreas, wie danke ich Dir für den lieben, lieben Tag! Seit lange bin ich nicht so glücklich gewesen wie heute!“ Auch ich fühle mich recht zufrieden im Kreise dieser guten Seelen, zufriedener als je im Hotel. So reine, so stille Freuden kostete ich dort niemals. Warum mußte ich in das schöne Haus gerathen, das mir einen großen Theil meiner natürlichen Heiterkeit raubte?

Gegen Abend verlasse ich meine Freunde. Ehe ich zu Herrn Dermilly zurückkehre, fühle ich die größte Lust, beim Hotel vorbei zu gehen und mir die Fenster desselben anzuschauen. Da bin ich vor dem Hause, wo meine Kindheit verstrich und ein Theil meiner Jugend, wo ich die Wohlthaten der Erziehung empfing, wo Geist und Herz herangebildet wurde. Ach, ich habe diese Vortheile theuer erkaufte mit dem Verluste meiner Seelenruhe! Gewiß, nicht der Un dank spricht aus mir; ich bin theilweise selbst daran

Schuld: ich hätte meine Blicke nicht erheben sollen zur Tochter meiner Wohlthäterin. Aber stets in ihrer Nähe, wie konnte ich mich ihres Zaubers erwehren? Warum ließen sie mich acht Jahre lang stündlich ihre Tugenden und ihre Reize bewundern? Oder glaubten sie, der Savoyarde habe nicht eben so gut ein empfänglich Herz in der Brust wie jeder andere Mensch?

Auch die Frau Gräfin hat die Schmerzen der Liebe kennen gelernt, wie mir erzählt wurde, sie wird daher Mitleid haben. Eine Mutter, die wider ihre Neigung geheirathet hat, wird ihre Tochter nicht zu gleichem Schritte nöthigen. O, ich Unsiniger! der ich ganz den Grafen, seinen Rang und sein Vermögen vergaß, und eben so wenig bedachte, daß man im sechsunddreißigsten Jahre anders fühlt und denkt als im achtzehnten! Mit den Jahren verliert sich die Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Herzens und damit auch das Mitgefühl für die verwandten Schmerzen Anderer.

Nach fast einstündigem Auf- und Abspazieren vor dem Hotel und stummem Anschauen der Fenster von Adolphins Gemach kehre ich endlich in meine neue Wohnung zurück. Aber mein Herz sagt mir, daß ich ohne die Dazwischenkunft des Marquis noch unter einem und demselben Dache wäre mit Adolphine, und deshalb muß ich den hassen, der mich von ihr getrennt hat.

Mehrere Wochen sind nach meinem Umzuge ver-

flossen und noch habe ich nicht gewagt, meiner Wohlthäterin einen Besuch zu machen. Dafür gehe ich allabendlich mehrere Stunden vor dem Hotel auf und ab. Lucilie kommt dann und wann zu mir, namentlich wenn sie weiß, daß ich allein im Atelier arbeite; denn Lucilie liebt die Tete-à-têtes. Von ihr höre ich, daß Fräulein Adolphe seit meiner Abwesenheit sehr niedergeschlagen ist und auf keinen Ball mehr gehen will. Wüßtest Du, Lucilie, wie angenehm die Nachricht in meinen Ohren klingt! Herr von Therigny, so erzählt sie weiter, verthut viel Geld auf Pferde und Wagen. Er soll auch eine Tänzerin an der großen Oper unterhalten. Meinetwegen zehn, wenn er nur von seiner Cousine abläßt! Leider findet ihn der Herr Onkel höchst bezaubernd, weil er ihm jeden Morgen irgend eine Neuigkeit von Chevet zuschickt.

Ihr Schluß ist ewig derselbe: „Ich betheure Ihnen, ich habe den englischen Unterricht ganz aufgestellt und den Herrn Champagne ditto. Kommen Sie doch in's Hotel. Es ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie die gnädige Frau so ganz vernachlässigen.“

Ach, ich käme gern, wüßte ich nur, was mich inheimlich davon abhält. Aber auch Herr Dermilly drängt in mich, und weil seine Wünsche mir Befehle sind, gehe ich denn endlich nach sorgfältig gemachter Toilette. Ohne eitel zu sein, gebe ich was auf geschmackvolle Kleidung; im Stillen wünsche ich zu gefallen. Ich bin fast eben so gut gekleidet wie der Herr Marquis, und Lucilie versichert, ich habe eine ganz ausgezeichnete Tournure.

Zitternd betrete ich das Hotel. Auf der Treppe denke ich daran, daß ich Adolphine sehen soll; sie ist ja stets bei der Mutter. Lucilie sieht mich kommen und meldet mich bei ihrer Herrin an. Gleich darauf heißt sie mich eintreten. Die Frau Gräfin ist da, aber Adolphine — fehlt.

Madame empfängt mich ungemein freundschaftlich, aber mein Herz sucht Adolphine. Sie wird bald kommen, sage ich bei mir. Eine Minute vergeht nach der andern, aber keine Adolphine zeigt sich. So muß ich denn zurückkehren, ohne mich an ihrem Anblick geweidet zu haben! Gott weiß, ob ich es an Antworten habe fehlen lassen oder sonst woran: genug, mir scheint, die Gräfin hat meine Unruhe, meine Ungeduld bemerkt. Unwillkürlich sind meine Augen stets auf die Thüre gerichtet. Madame erkundigt sich nach Herrn Dermilly's Befinden; ich wollte, ich könnte ihr bessere Nachricht geben, denn er wird täglich schwächer. Ehemals hätte die zartfühlende Caroline bei der Nachricht von seinem Unwohlsein Allem getroßt, ihm persönlich ihre innige Theilnahme zu beweisen, jetzt begnügt sie sich mit Seufzen und Wünschen. So ändert man sich mit den Jahren!

Ich muß fort; mein Besuch hat lange genug gedauert. Ich stehe auf, aber ich halte mich nicht länger; flotternd nenne ich Adolphinens Namen.

„Meine Tochter befindet sich wohl,“ antwortet die Gräfin frostig; „ich werde Sie Adolphine bestens empfehlen.“

So ist es denn gewiß, ich soll sie nicht wiedersehen. Traurig gehe ich von dannen, gefolgt von Lucilie, die mir auf der Treppe in's Ohr flüstert:

„Ich komme morgen zu Ihnen in's Atelier.“

„Warum habe ich das Fräulein nicht gesehen?“

„Madame hat sie auf ihr Zimmer geschickt, als sie hörte, daß Sie da seien.“

Sie will also nicht, daß ich ihre Tochter sehe. Wäre sie doch früher so vorsichtig gewesen!

Wie im Fluge eile ich aus dem Hotel, kaum im Stande, meine Thränen zurückzuhalten. Ich trete in das erste beste Haus, mich dort auszuweinen. Zuvor betrachte ich mir nochmals Adolphins Fenster und sage bei mir: „Du sollst sie nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, nicht mehr den süßen Klang ihrer Stimme hören!“

Mein Schmerz wird immer lebhafter. Gottlob, daß ich hier auf dem dunkeln Gange eines unbekannten Hauses meinen Zähren freien Lauf lassen kann, daß ich sie nicht zu unterdrücken brauche.

Plötzlich stürmt ein junger Mensch ungefähr in meinem Alter und fast so gekleidet, wie ich ehemals bei Vater Bernhard, laut singend in's Haus, tanzt an mir vorüber, der ich ihm ausweiche, und will die Treppe hinauseilen. Als er mich in meiner eleganten Kleidung wie ein Kind weinen sieht, bleibt er unschlüssig stehen und hört auf mit Singen, weiß aber nicht, wie er mich anreden soll. Er kommt auf mich zu, geht wieder, hustet, bleibt stehen und kommt nochmals auf mich zu.

„Nix für unchut, Harr,“ sagt er. „Der Harr hat Schmerzen, wie mir dünkt; sind wir gefallen auf der Treppe, die so finster ist wie 'ne alte Ruh, oder haben wir uns den Schädel zerstoßen, oder sind wir übergefahren worden? Das kommt wohl vor in Paris. Man ruft: vorgesehen! aber man man hört sein eigen Wort nicht vor all dem Spektakel. Befehle der Harr was, so well ich's Sie besorgen thun.“

Wie wenig ich auch gestört zu sein wünschte, so blieb ich doch nicht gleichgültig gegen die Stimme, die offenbar einem Savoyarden angehörte. Das Herz verhärtet sich nie gegen die Erinnerungen an das Vaterland. Mit lebhafter Theilnahme kehre ich mich dem jungen Menschen zu und antworte ihm freundlich:

„Dank Dir, Freund, ich brauche Nichts.“

Der Ton, in dem ich das sagte, mußte ihn nicht recht überzeugt haben, denn er tritt näher auf mich zu und sagt nach einem Weilschen:

„Das glaub' ich kaum, Harr!“

Ich trockne lächelnd meine Thränen aus den Augen und frage ihn:

„Du bist aus Savoyen, nicht so?“

„Woran thut der Harr das merke?“

„An Deiner Sprache, Freund.“

„Bah! Ist der Harr vielleicht auch aus Savoyen?“

„Ja, Freund, ich bin Dein Landsmann.“

„Das hätt' ich mir nich traumen lassen, Harr.“

Der Harr spricht nich wie unser Einer und sieht auch nich so aus; Ihr seid der Erste, den ich so gekleidet sehe, Harr, und ich wette, Ihr seid nich nach Paris gekommen, so ju ju, piu piu zu machen. Mir für unchut, Harr, wenn ich das sage."

Die Offenheit und Natürlichkeit des jungen Savoyarden gefällt mir.

"Bist Du schon lange aus Savoyen fort, Freund?"

"Schon reacht lange, Harr! Ich war sieben Jahr' alt und mein Bruder acht, als wir aus Savoyen fortgingen. Hab' seitdem Schornstein gesetzt wie der leibhaftige Gott sei bei uns."

Sieben Jahre alt und mein Bruder acht! Welcher Gedanke kommt mir! Ich sehe ihn aufmerksam an von Kopf bis zu Fuß. Ja, ja, sein Gesicht hat offenbar Aehnlichkeit mit... und elf Jahre sind inzwischen vergangen. Gott, wenn er's wäre! Mein Herz pocht so, daß ich kaum Worte finden kann.

"Wie heißt Dein Geburtsort in Savoyen, Freund?"

"Verin, ein Dörschen am Fuße des Montblanc."

"Verin! Und Dein Vater?"

"Mein Vater starb kurz, ehe wir fortgingen."

"Und Dein Vater hieß?"

"Wie ich, Herr: Georgit, mit Verlaub."

"Er ist's, er ist's... Peter, kennst Du mich nicht, Deinen Bruder, Deinen Andreas?"

Damit schließe ich ihn in meine Arme und drücke ihn an mein Herz. Aber Peter sieht mich ganz verblüfft an.

"Ja, Peter, ich bin's... Dein Bruder, Dein Andreas!"

„Andreas? Mein Bruder? Sie ... Du, mein Bruder? Unmöglich!“

Es dauert lange, ehe ich ihm seine Zweifel benehmen kann. Mehrere Minuten halten wir uns brüderlich umschlossen, ohne Worte finden zu können.

„Du, mein Bruder? mein Andreas? Du, in so schönen Kleidern?“ hebt er endlich an. „Und Du weintest?“

„Und Du, Peter, noch immer in Deinem alten Kittel? Und Du sangst?“

„Ja, Bruder, ich singe immer. Aber hast Du denn Dein Glück gemacht, Bruder, daß Du wie ein Prinz gekleidet gehst? Was Teufel heulest und flennest Du denn?“

„Später davon, Freund, jetzt will ich ganz dem Glücke mich hingeben. O, mein todt geglaubter Bruder!“

„Kein Wunder, Andreas. Seit ich dem Kerl im rothen Rock, der mich fressen wollte, davon lief, haben wir uns nicht gesehen.“

„Komm', Bruder, komm' schnell mit mir,“ sage ich nach einer neuen Umarmung, „zu meinem ... zu unserm besten Freunde, er wird Dich eben so freundlich aufnehmen.“

„Nur Geduld, Bruder, erst hab' ich mir Antwort zu holen hier im Hause ... das trägt ganzer zehn Sous ein, und das ist was, meiner Seel!“

„Komm' nur, Bruder, Dir gehört all' mein Hab und Gut.“

„Bruder, den Kunden darf ich nicht verlieren,

und so eine Bestellung, die ist herrlich; vergißt Du, was . . ."

"Du hast recht, Peter! Geh' denn, ich warte auf Dich."

"Lieber, gib mir Deine Adresse, dann komm' ich zu Dir, wenn ich fertig bin. Du könntest lange warten müssen . . . ich hab' da so 'ne kleine Stopfmamsell, die auf ihren Schatz eifersüchtig ist, der ihr allerlei Flausen vormacht; die könnte mich auf's Rundschaften ausschicken, meiner Seel'! aber sie zahlt gut . . . das Weibervolk rauft sich die Haare nicht aus um 'nen Sechser mehr oder weniger, wenn das Herz im Spiele ist. Es zahlt besser als die Mannsleute."

Ich gebe ihm Herrn Dermilly's Adresse und empfehle ihm größtmögliche Eile.

"Herr Dermilly? Kennst Du Dich nicht mehr Andreas Georgit wie sonst?"

"Gewiß, Peter. Ich bin und bleibe stolz auf den Namen unseres redlichen Vaters."

"Gottlob, ich sehe, Bruder, Dein Herz ist noch das alte unter den neuen Kleidern!"

"Dermilly heißt mein Freund und Wohlthäter, bei dem ich wohne."

"Gut, Andreas, ich verstehe."

"Komm' ja, und sobald als möglich. Du darfst mich nicht mehr verlassen: wir bleiben von nun an immer zusammen."

"Bei allem seinem Reichthum hat er mich lieb behalten, der gute Andreas. Aber die Kleine war-

tet auf mich . . . Adieu, Andreas, ich bin gleich wieder bei Dir."

Peter umarmt mich und fliegt dann die Treppe hinauf. Wie ganz anders verlasse ich diesen Gang, als ich ihn betrat! So glücklich bin ich über das wunderbare Zusammentreffen mit dem todtgeglaubten Bruder, daß ich vor dem Hotel vorbeigehe, ohne zum Fenster aufzublicken; ich denke nur an Peter. Ganz außer Athem komme ich bei Herrn Dermilly an und vermag kaum einige verständliche Worte hervorzubringen.

Mein Freund nimmt den innigsten Antheil an meiner Freude. Mit größter Ungeduld harren wir der Ankunft Peters, um zu hören, wie es ihm inzwischen ergangen und warum er nicht längst der trauernden Mutter Auskunft über sich gegeben.

Wir warten eine Viertelstunde nach der andern, aber kein Peter kommt. Sollte er die Adresse verloren haben? Und ich Thor habe vergessen, mich nach der seinigen zu erkundigen. Schon steigt meine Unruhe und Angst auf's Höchste, da wird plötzlich aus Leibeskräften an der Hausglocke geschellt . . . Gottlob, das kann Niemand anders sein als Peter. Ich öffne die Thüre und wir stürzen einander in die Arme.

Ich führe Peter hinauf. In den Vorzimmern von Herrn Dermilly's Bohnngemach blickt er ganz so verwundert um sich, wie ich in meinem eilften Jahre, als ich in dem schönen Bette erwachte und die Vorhänge auseinander schlug.

„Wetter, das ist schön hier,“ ruft Peter ein über's andere Mal verwundert aus, „und wie gekehrt, wie geschniegelt und gestriegelt!“

Endlich stehen wir vor Herrn Dermilly.

„Ist das Dein Meister, Andreas?“ flüstert mir Peter in's Ohr.

„Biel mehr als das,“ antworte ich und ergreife Herrn Dermilly's Hand, während Peter ihn ganz verduzt anstarrt. „Das ist mein zweiter Vater, mein Wohlthäter!“

„Willkommen, lieber Peter,“ sagt Herr Dermilly, meinem Bruder die Hand hinhaltend. „Ich will auch Dein Freund sein.“

Peter weiß nicht, ob er sie anrühren soll, macht allerhand Kratzfüße und tritt in seiner Verlegenheit auf eine Console, die mit lautem Gepolter umstürzt. Erschreckt darüber fliegt er auf die entgegengesetzte Seite gegen den Theetisch an und schmeißt ein hübsches Theeservice herunter, daß sämtliche Tassen zerbrechen. Die neue Tölpelerei bringt ihn vollends außer Fassung und er bleibt wie vom Blitz getroffen stehen, während Herr Dermilly laut lacht und ich Peter die Verlegenheit auszureden suche. Endlich gelingt es mir. Ich rücke ihm einen Armstuhl hin und drücke ihn darauf nieder. Auf unsere Bitten hebt Peter folgendermaßen zu erzählen an:

„Du weißt, Bruder, daß ich mit den Kleidern unterm Arm im bloßen Hemde davon lief, als der Satan im rothen Rock mich fressen wollte. Meiner Seel', die Furcht vor dem Menschenfresser gab mir

Flügel, und ohne mich nach Dir umzusehen, lief ich davon Hals über Kopf. So kam ich zu den Barrieren hinaus, ich weiß selbst nicht, wie? Erst im freien Felde, als ich die Stadt im Rücken hatte und Athem schöpfte, kam mir der Gedanke an Dich. Ich schrie: „Andreas! Andreas!“ aber Du hörtest mich nicht. Gewiß riefst Du: „Peter! Peter!“ und Peter hörte Dich eben so wenig, natürlich! Dann zog ich Hose und Rock an und setzte mich an den Rand eines Grabens. Ich hörte nicht eher auf, „Andreas“ zu rufen, bis ich vor Heiserkeit nicht mehr konnte, dann fing ich zu weinen und zu schluchzen an. So kam die Nacht herein; endlich schlief ich ein. Mein letzter Ruf war: „Andreas!“

Hier unterbreche ich ihn und schließe ihn gerührt in meine Arme.

„Auch ich machte es so, mein theurer Peter, auch mein letzter Ruf und Gedanke war: „Peter!“

„Den andern Morgen in aller Frühe,“ hebt Peter von Neuem an, „trete ich auf gut Glück eine Wanderung an, ohne zu wissen wohin? Ich hatte Hunger; beim Suchen fand ich in der Tasche unsere sieben Sous; wie Du weißt, war ich der Rassenführer und Rassenträger. Im nächsten Dorfe ließ ich mir für einen Sou Brod geben, das ich vor lauter Weinen kaum hinunterbrachte, obgleich ich mörderischen Hunger hatte; denn ich dachte daran, daß Du kein Geld hattest, Andreas, und sagte mir: was fängt der arme Bruder an, wenn er kein Ramin zu fegen findet! Bald tröstete ich mich Etwas,

denn mir fiel ein, daß Du klüger und geschickter
 bist als ich. Ich hatte oft gehört, daß, wer Kopf
 und Herz auf der rechten Stelle hat, in Paris sein
 Glück machen muß. So kam ich in eine Stadt, ich
 hielt sie für einen andern Theil von Paris. Gott-
 lob, sagte ich mir, da wird Andreas sein! aber nein,
 ich war in St. Germain. Ich brach in lautes Wei-
 nen aus; ein Herr, der eben vorüberging, fragte
 mich, warum ich weine und ich erzählte ihm meine
 Geschichte. „Höre,“ sprach er zu mir, „ich habe
 eben meinen Knecht fortgejagt, weil er sich täglich
 betrinkt und mir den Wein im Keller aussauft. Du
 bist noch jung, hast nicht viel Appetit, da kann ich
 sparen... auch sind die Savoyarden ehrliche Bursche
 und trinken Wasser statt Wein. Wenn du willst,
 nehme ich dich in meinen Dienst, so brauchst du
 wenigstens nicht im Freien zu schlafen.“ „Und mein
 Bruder?“ fragte ich. „Den lassen wir in Paris
 suchen... wir haben ihn bald gefunden.“ Hoherfreut
 über das Versprechen des Herrn folgte ich ihm. Er
 war Eigenthümer eines großen Hauses, bewohnte
 aber für sich bloß drei kleine Stuben. Mein ganzes
 Lager bestand in einem schlechten Strohsack; dennoch
 schlief ich vortrefflich. Auch bekam ich nichts als
 Brod und gedörrte Hülsenfrüchte, aber wir Savoy-
 arden sind nicht lecker, wie Du weißt. Endlich ver-
 sprach er mir einen Jahreslohn von zwölf Franken.
 Dafür diente ich ihm als Lakai, Koch und Laufbote,
 und weil er sich gewaltig vor Feuer fürchtete, mußte
 ich ihm jeden Morgen das Kamin fegen. So oft

ich mich nach Dir erkundigte, gab er mir ausweichende Antwort, bis er eines Morgens sagte, Du habest Paris verlassen und man wisse nicht, wohin Du gegangen seiest. Bruder, ich kann Dir nicht sagen, wie ich bei der Nachricht weinte! Der Gedanke, Dich nie wieder sehen zu sollen, plagte mich Tag und Nacht. Bald darauf wollte ich nach Paris. „Du thust besser, bei mir zu bleiben,“ antwortete der alte Knauser, der mich nicht missen wollte; „nicht Jeder findet in Paris sein täglich Brod.“ Zugleich versprach er mir, an meine Mutter zu schreiben, um sie über meine Lage zu beruhigen. So lebte ich fünf Jahre im Hause des alten Geizhalses. Je größer ich ward, um so ärger langweilte ich mich bei ihm, der sich ewig über meinen Heißhunger beschwerte, dennoch wagte ich nicht, ihn zu verlassen; ich bin von Natur schüchtern, wie Du weißt. Als er mich eines Morgens zum zweiten Frühstück bei einem Paar Äpfel fand, gab er mir endlich meinen Abschied. „Du bist erst zwölf Jahre alt,“ sagte er, „und frisst schon wie ein Fünfundzwanzigjähriger. Wo willst du hinaus? Ich muß mich nach einem jüngerem, nicht so ausgehungerten Diener umsehen. Geh’ nach Paris, vielleicht findest du deinen Bruder wieder. Da hast du deinen Lohn für fünf Jahre . . . mit sechzig Franken kann man schon was anfangen!“ Zum ersten Male durfte ich eine so große Summe mein nennen. Lustig und guter Dinge kehrte ich nach Paris zurück. Machst du als Schornsteinsfeger kein Glück, sagte ich mir, so läufst du Boten, du bist alt genug dazu. Auch

suchst du Andreas, bis du ihn findest. Aber, du mein Gott, vergebens suchte ich Dich wie 'ne Stecknadel, vergebens fragte ich jeden Savoyarden, der mir in den Wurf kam. Sie konnten Dich nicht kennen, weil Du inzwischen ein vornehmer Herr geworden warst. Endlich hatte ich eine hübsche Summe erspart: die schickst du der guten Mutter, dachte ich bei mir. Aber wie fängst du das an? Aus der Verlegenheit half mir ein Herr, ein alter Kunde von mir, dem ich oft die Schuhe wischen mußte, wofür er nie zahlte, um, wie er sagte, mir recht viel auf einmal geben zu können. „Ich habe viele Bekannte in Savoyen,“ sprach er zu mir. „Gib mir das Geld und du darfst dich darauf verlassen, daß es richtig besorgt wird.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, wie Du leicht denken kannst! Ich gebe ihm hundert Franken, und nach einiger Zeit brachte er mir einen schönen Dank und die besten Grüße von Seiten der Mutter und des Bruders.“

„Armer Peter,“ unterbrach ich ihn, „der Kerl hat Dich betrogen. Die Mutter weiß Nichts von Dir; sie glaubt, Du seiest längst gestorben.“

„Wär's möglich?! Und doch hatte der Herr ein ehrlich Gesicht! Nach einiger Zeit bot er mir auf's Neue seine Dienste an.“

„Wie heißt der Herr?“

„Wart' nur, wie heißt er doch! ... Voiseau ... ja, ja, Voiseau, ein Banquier.“

„Und seine Adresse?“

„Die weiß ich nicht. Er kam immer zu mir.“

Mitunter lud er mich auf ein Glas Rummel in die Schnapsboutique an der Ecke ein."

"Ein Banquier, der in einer Schnapsboutique mit Rummel Dich traktirt?" wiederholt Herr Dermilly, ungläubig den Kopf schüttelnd. "Euer Herr Poiseau, Freund Peter, hat mir ganz das Aussehen eines Schelms, der eine tüchtige Tracht Prügel verdient."

"Bald darauf wurde ich krank und da es mit dem Verdienst nicht so recht vorrücken wollte, so mußte ich lange krumm liegen und konnte der guten Mutter nichts schicken. Da führte mich mein Schicksal oder mein guter Stern in das Haus, wo ich Dich wie ein Kind weinend fand, obgleich Du in so netten Kleidern stecktest."

Die letzten Worte Peters zogen mir das Blut in's Gesicht.

Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fing ich eiligst an, dem Bruder meine Geschichte zu erzählen, von unserer Trennung an bis auf den Augenblick unseres Zusammentreffens.

"Meiner Seel'," ruft Peter, "Du hattest Recht mit dem kleinen Porträt, das Du auf der Brust trugst; Du hast ihm Dein Glück zu verdanken. Aber sag', Andreas, wie verschieden sind wir jetzt! Du bist ein schöner, vornehmer Herr, hast Talente, Kenntnisse und Anstand wie ein Graf, und ich bin geblieben, was ich war, bin noch eben so dumm wie zuvor; aber Du liebst mich wie ehemals, das ist die Hauptsache. Du hast gemacht, daß unsere Mutter

zufrieden ist und an Nichts Mangel leidet. Ueber Deinem Glück hast Du Deine armen Eltern nicht vergessen und das ist recht; wär' ich so reich geworden wie Du: ich glaube, das hätte mir den Kopf verrückt und doch hab' auch ich ein gutes Herz . . . Sapperlot, 's ist schon spät und ich wohne im Faubourg St. Jacques."

"Nein, Freund Peter," sagte Herr Dermilly, "Du wohnst von heut' an bei mir und Deinem Bruder. Wir wollen was Rechtes aus Dir machen."

"Wär's möglich!" ruft Peter und schmeißt vor Freude den Armstuhl um. "Ich hier wohnen, in diesem schönen Hause? Alle Hagel! . . . aber mein Krasseisen sollt' ich haben und meinen Kanzen! Oder laß' ich das bis morgen. Poß Sapperment, das muß sich flott leben hier!"

Peter geräth außer sich vor Freude. Ich drücke Herrn Dermilly gerührt die Hand und nehme Peter mit auf mein Schlafzimmer, denn es ist schon spät und Herr Dermilly bedarf der Ruhe. In meinem Zimmer wird Peter nicht müde, die herrlichen Mobilien anzustarren. "Hier soll ich wohnen, ich?" ruft er ein über's andere Mal verwundert aus.

Dennoch drückt ihn Etwas. Er möchte zu gerne wissen, warum ich geweint habe.

"Aber sage, Bruder, was bekümmerte Dich so auf dem dunkeln Gange in dem Hause?" fragt er mich.

"Ich will und muß es wissen."

"Später, lieber Bruder."

"Nein, Andreas, gleich, ich habe nicht eher Ruhe.

Denn, siehst Du, wenn ich aufhören muß, lustig zu sein, um ein vornehmer Herr zu werden, so will ich lieber bleiben, was ich bin, da kann ich wenigstens den ganzen Tag singen."

"Mein Kummer, Bruder, hat nicht viel auf sich. Weißt Du, Peter, was verliebt sein heißt? Nein?"

"Verliebt? Meiner Seel', nein!"

"Dann, Peter, kannst Du mich nicht verstehen."

"Du bist also verliebt, Andreas? Und Deine Schöne hat Dir Wippchen vorgemacht wie der Schatz meiner kleinen Stopfmamsell?"

"Peter, kein Wort mehr davon."

"Was glaubst Du, Bruder?! Die Botenläufer sind verschwiegen wie das Grab."

Nur mit Mühe bringe ich Peter in's Bett. Er findet es viel zu schön und weich; endlich wagt er's, sich auszustrecken. Ehe er einschläft, ruft er wiederholt:

"Das schöne Bett, wie weich! man versinkt ganz ... heisa, hier will ich lustig sein! Aber ich will mich hüten vor Verliebtheit, sonst müßte ich auch weinen wie der arme Andreas!"

Drittes Kapitel.

Herrn Dermilly's Tod. — Ich bin reich. — Peter macht Dummheiten.

Den nächsten Morgen beim Erwachen umarmen wir uns brüderlich. Wie süß ist das Wiedersehen

nach so langer Trennung! Ich will mich gleich hinsetzen und der guten Mutter die fröhliche Nachricht melden.

Herr Dermilly schläft noch. Inzwischen schicke ich Peter in den Faubourg St. Jacques, damit er seine Effekten hole und alles Uebrige in Ordnung bringe. Er verspricht, bis zehn Uhr zurück zu sein. Ich schäme mich meines Bruders nicht, aber weil er bei uns wohnt, soll er auch gekleidet sein, wie ich es bin. Wir sind fast von gleicher Größe; meine Kleider passen ihm. So mag er sich mit den meinigen begnügen, bis ich seine Garderobe und was er sonst braucht, hergerichtet habe. Das unverhoffte Zusammentreffen mit dem geliebten Bruder scheint mir meine alte Heiterkeit wiedergegeben zu haben. Mein Glück wäre noch größer, wenn nicht der Zustand Herrn Dermilly's die lebhaftesten Besorgnisse in mir erweckte. Er wird mit jedem Tage schwächer und niedergeschlagener, und ich darf nicht einmal der Frau Gräfin davon sagen, denn er fürchtet, sie zu betrüben.

Mit Krakeisen und Ranzen auf dem Buckel kommt Peter zurück.

„Wozu das?“ frag' ich ihn; „Du weißt, Du brauchst die Sachen hier nicht.“

„Höre, Bruder, Du hast große Dinge mit mir vor; aber wer weiß, ob sie Dir gelingen. Ich behalte mein Krakeisen, vielleicht daß es mir später einmal gute Dienste thut.“

„Du hast recht, Peter, und was Du auch wirst,

sie können Dir eine Erinnerung sein an das, was Du früher warst. Jetzt kleide Dich an."

"Wie, Andreas, die schönen Kleider sind für mich?" ruft er, die Kleidungsstücke, die ich ihm hinhalte, bewundernd ansehend.

"Für wen sonst? Du bist mein Bruder und sollst nicht schlechter gekleidet sein als ich."

"Mag sein, Bruder; aber siehst Du, ich komm' mir gar zu linksch d'rin vor."

"Das gibt sich, Peter; auch ich konnte mich nicht gleich an sie gewöhnen."

"O, wie hübsch muß das kleiden!"

Peter kleidet sich an; dann gehen wir zu Herrn Dermilly, der mit dem Frühstück auf uns wartet. Er lacht laut, als er Peter erblickt, und in der That sieht er höchst komisch aus. Aus Furcht, die Kleider zu beschmutzen oder zu zerdrücken, sitzt er kerzengerade da und starrt dann vor sich hin, weder links, noch rechts, noch hinter sich blickend.

"Nicht so steif, Peter!" ruf' ich ihm zu, "Du mußt Dich leichter tragen und thun, als stäckeest Du noch in Deinem alten Kittel."

Dann tritt er vor den Spiegel und staunt Cravatte und Weste an. Er will nicht auf den Boden sehen aus lauter Schonung gegen die Rosette seiner Halsbinde. Mit größter Mühe bringen wir ihn zum Sitzen, weil er die Rockschöße zu zerkrümpeln fürchtet.

Nach dem Frühstück, wobei Peter bloß zwei Tassen umwirft und bloß eine Zuckerdose zerbricht, geh' ich mit Peter zu Vater Bernhard. O, daß ich ihn in's

Hotel mitnehmen dürftest! Wären die Gräfin und Adolphe allein, sie würden ihn bestimmt gut aufnehmen.

Auf der Straße sage ich zu Peter:

„Gib' mir den Arm und sieh' nicht aus, als gingst Du auf Eiern.“

„Wenn nur der Dreck nicht wäre, Andreas.“

„Dreck hin und Dreck her: hast Du nicht Stiefel an?“

„Aber sieh', wie sie glänzen; schade, wenn sie dreckig werden.“

„Drückt Dich die Hose, Peter?“

„Nein, Bruder.“

„Warum drehst Du Dich denn so?“

„Ich mache kleine Schritte, Andreas; das ist fein.“

„Fein hin und fein her, Bruder: geh', wie Du früher gingst und kümmere Dich nicht um Feinheit.“

„Wie Du willst, Bruder.“

„Warum bist Du so roth im Gesicht? Fehlt Dir was?“

„Nein, Bruder: die Cravatte drückt mich ein wenig.“

„Teufel, so mach' sie loser! Steck' den Finger hinein.“

„Wohin denkst Du, Bruder? Die Rosette würde zerdrückt.“

Ich führe Peter auf eine Hausflur, binde ihm dort das Halstuch loser, knöpfe ihm den Rock auf und zeige ihm, wie er sich zu halten habe; dann gehen wir weiter. Nach einer Weile macht er eine so drollige Miene, daß ich ihn lachend frage, ob er schon wieder ersticken wolle.

„Nein, Bruder; aber mir scheint, alle Leute sehen mich an.“

„Was sollen sie Dich ansehen? Und wenn's wäre, brauchst Du ihren Blicken auszuweichen? Denke, Du bist ein ehrlicher Bursch, und daß die, welche über Dein linksch Wesen lachen, vielleicht nicht so viel sagen können.“

Diese Vorstellung fruchtet: er bewegt die Beine freier, und als wir beim Wasserträger eintreten, athmet er auf, wie wenn ihm eine Centnerlast vom Herzen gewälzt wäre; hier fühlt er sich in seinem Fahrwasser, denn hier imponirt ihm Nichts.

Bernhard und Nanette theilen meine Freude und behandeln ihn ganz so liebeich wie mich selbst. Ich gebe Bernhard einen Brief für meine Mutter, auf daß sie sich baldigst mit mir freuen kann über den unverhofften Wiedersund Peters. Es dauert nicht lange, so fühlt er sich bei den lieben Leuten ganz heimisch; hier engt und zwingt ihn Nichts ein. Nach mehrstündigem Aufenthalt scheiden wir von unsern Freunden unter dem Versprechen, sie recht oft zu besuchen.

„Ihr seid zu jeder Stunde willkommen,“ sagt Nanette zu Peter; „aber noch willkommener, wenn Ihr Andreas mitbringt.“ Gute Schwester, jedes deiner Worte verräth deine Freundschaft für mich.

„Das sind prächtige Leute,“ sagt Peter schmunzelnd; „der alte Wasserträger ist eine kreuzbrave Haut, und Wetter! seine Nanette ein scharmanter Blumenstengel; meiner Seel! die Bekanntschaft will ich cultiviren, Bruder.“

„Das lob' ich mir, Peter; Du siehst und hörst nur Gutes bei meinen Freunden.“

„Ja, Andreas, und da bin ich wie der Fisch im Wasser, so frei und ungenirt; da rutsch' ich nicht aus auf dem glatten Boden, oder schmeiße Tische und Stühle um, oder zerbreche Teller und Tassen.“

Sobald sich Peter bei Herrn Dermilly etwas eingewöhnt hat, zeig' ich ihm die Hauptsehenswürdigkeiten von Paris und bemühe mich, ihm einige Politur zu geben und ihn zuzustutzen für bessere Gesellschaft. Peter kann weder lesen noch schreiben; beides soll er bei mir lernen. Wie Herr Dermilly glaubt, eignet er sich nicht zum Künstler; dagegen könne man ihn später nach gehörigem Unterrichte in einem Handelshaus unterbringen.

Ich fürchte, ich fürchte, den guten Peter wird schon das bloße Lesenlernen viel Schweiß kosten. Er hat jetzt bereits einen ganzen Monat lang täglich vier Stunden Unterricht bei mir und noch kann er nicht Papa und Mama buchstabiren.

Wenn er gelesen und geschrieben oder richtiger getrißelt hat, geht er entweder spazieren, um sich, wie er sagt, eine hübsche Tournure zu geben, oder besucht Bernhard und seine Tochter. Nur selten kann ich ihn begleiten, weil ich in Folge des täglich sich verschlimmernden Zustandes Herrn Dermilly's kaum von seiner Seite weiche. Mein einziger Ausgang, und immer nur auf kurze Zeit, ist zum Hotel, wo ich Adolphins Fenster sehnsüchtig anschau. Die Nähe Peters hatte auf eine Weile meine Liebe zum Schweigen

gebracht, aber nicht erstickt; sie tritt jetzt um so gebieterischer in ihre alten Rechte ein.

Lucilie kommt, sich nach Herrn Dermilly's Befinden zu erkundigen. Ich höre von ihr, daß der junge Marquis noch eben so vergnügungsfüchtig, der Graf noch eben so lecker und Adolphine noch eben so traurig ist, obgleich die Frau Gräfin sie keinen Augenblick verläßt und ihr täglich neue Zerstreuungen zu bieten sucht. Lucilie wundert sich, daß ich nicht mehr in's Hotel komme; aber wer soll bei Herrn Dermilly bleiben? Er nimmt sichlich ab und ich darf ihn nicht allein lassen, obgleich er mich dringend auffordert, Peter zu begleiten und mir einige Erholung zu gönnen. Die gute Seele, wie dankbar er ist für die Pflege, die ich ihm erweise! Er nennt mich seinen Sohn, und doch verdanke ich ihm Alles, was ich bin und habe. Sich über das zu wundern, was nicht mehr als verfluchte Schuldigkeit ist! Ist denn die Dankbarkeit eine so seltene Tugend?

Peter pflegt regelmäßig um eilf Uhr nach Haus zu kommen. Eines Abends ist er um Mitternacht noch nicht zurück, obgleich er schon um drei Uhr Nachmittags ausging. Vielleicht hat er bei Bernhard zu Mittag gegessen, wie er es oft thut; aber Bernhard geht präcis um zehn Uhr in's Bett; auch die Theater sind vorbei. Wo mag er stecken? Herr Dermilly schläft, doch bleib' ich noch auf, denn ich habe keine Ruhe im Bette, so lange Peter fehlt. Es schlägt ein Uhr und noch ist kein Peter zu hören und zu sehen; schon will ich hinaus, ihn aufzusuchen, als laut an

das Hofthor geklopft wird; gleich darauf höre ich meines Bruders Stimme auf der Treppe.

Ich bin im Begriff, ihm Vorwürfe zu machen, siehe aber davon ab, als ich seinen Zustand gewahre: Peter ist total betrunken, er kann sich kaum auf den Beinen halten, der Hut fehlt, die Cravatte ist ganz zerzaust, Rock und Hosen sind von oben bis unten mit Roth bespritzt und die Augen wollen aus dem Kopfe fahren. Wo in aller Welt hat der arme Tropsch sich das geholt? Gewiß nicht bei Vater Bernhard. Morgen soll er beichten; für den Augenblick bin ich froh, wenn ich ihn zum Schweigen bringe, denn er rabbelt an Einem fort und schreit wie ein Fäßbinder.

„Da bin ich, Bruder, etwas spät, aber besser als gar nicht. Das war ein Jux, Bruder, und die andern Lummel, die wollten uns prügeln, aber, sag' Dir, wir haben die Kerle gewammst nach Noten.“

„Schweig', Peter!“ sage ich, „und mach', daß Du in's Bett kommst. Du weißt, Herr Dermilly ist krank; willst Du ihn aufwecken aus dem Schlaf durch Dein Gebrüll?“

„Sapperlot, Bruder! das vergess' ich. Der gute Herr Dermilly! Höre, ich lieb' und achte ihn mehr wie mich selbst; meiner Seel', ich möchte ihn nicht wecken.“

Dabei schreit der Tropsch immer lauter. Endlich zieh' ich ihn in's Zimmer und schliesse alle Thüren zu, damit er Niemand stört.

„Jetzt geh' in's Bett,“ sage ich; „morgen kannst Du erzählen, was Du gethan hast.“

„Suchhe, Bruder, das war ein Sur! Und dinirt haben wir wie die Prinzen, meiner Seel'!“

„Mit wem hast Du dinirt?“

„Mit wem? Das weißt Du nicht? Mit Voiseau, meinem alten Kunden; jetzt schwört er, er sei mein Freund auf Tod und Leben.“

„So, so, der Voiseau hat die Hand im Spiel! Nun begreife ich, warum Du so bist! Wie Du mit einem solchen Kerl umgehen magst, der Dich so schönöde betrog und wahrscheinlich nichts Anderes ist als ein abgeseimter Spitzbube!“

„Bruder, Du thust ihm Unrecht: er schwört, er sei der ehrlichste Kerl auf Gottes Erdboden, und wenn unsere Mutter das Geld nicht gekriegt habe, sei er so unschuldig d'ran wie ein einjähriges Kind; dann sei er selbst betrogen und bestohlen worden. Zum Beweis dafür zog er allerhand Papiere und Schriften aus der Tasche, die seine Unschuld sonnenklar darthun.“

„Kannst Du denn lesen?“

„Das hab' ich ihm gesagt, aber er antwortete: ‚Ich will Dir die Papiere vorlesen, die mich so weiß machen in Deinen Augen wie Schnee und mehr noch, ich will sie Dir vorlesen.‘ Dann las er sie mir vor; eins davon war ein Sittenzeugniß, ausgestellt vom Friedensrichter seines Arrondissements, mit dem wir dinirten.“

„Mit dem Friedensrichter?“

„Nein, mit dem Certificat in der Tasche, bei einem famosen Traiteur nach der Charte; Voiseau bestellte

das Essen und ich zahlte, denn der arme Schelm hatte ein Loch in der Hosentasche, und als er nach dem Gelde suchte, war Alles durch das Loch gefallen."

Plötzlich kam mir, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke, dieser Monsieur Voiseau sei kein Anderer als mein Freund Rossignol; in ihrem Benehmen gleichen sie sich wie ein Ei dem andern. „Wo hast Du denn Voiseau getroffen, Peter?“ frage ich.

„Auf der Straße, als ich zu Papa Bernhard wollte. Ein Herr kommt auf mich zu, sieht mich von Kopf bis zu Fuß an und fliegt mir um den Hals. ‚Ja, ich irre mich nicht,‘ ruft er, ‚ja, er ist's!‘ Und das sang er, denn er singt oft, wenn er spricht, und meiner Seel', er singt wie ein Tausendsasa; er kann mit seiner Stimme Wirbel schlagen wie ein Tambour.“

Das Alles paßt auf den Schuft von Rossignol wie die Faust auf's Auge.

„Nachdem er mich umarmt hat, als wolle er mich fressen,“ fährt Peter in seiner Erzählung fort, „fragt er mich, ob ich das große Loos gewonnen oder die königliche Post befohlen habe. Ich erzähle ihm nun, daß ich meinen Bruder Andreas wiedergefunden habe und bei einem guten Manne wohne, den ich von ganzem Herzen achte und liebe...“

„Nur nicht so laut, Du schreist wie nicht geschheidt. Willst Du Herrn Dermilly aufwecken?“

„Bruder, nenn' den Namen nicht, oder mir kömmt das Weinen nah; denn guck', ich hab' ein Herz im Leib wie Wachs so weich, hi hi hi!“

„Jetzt heult er gar. Still, ewiger Schwäger, still! Warte bis morgen.“

„Schau', Andreas, der Herr Dermilly, der Dich seinen Sohn heißt, ist so gut, hi hi hi! Aber Du verdienst es auch, Du, hi hi hi! Andreas, ich will lesen, denn schau', mir geht's durch die Seele, daß Du so viel Mühe Dir gibst... hi hi hi... und noch kann ich nicht Papa und Mama buchstabiren... hi hi hi!“

„Das freut mich, Peter! Aber jetzt ist's nicht Zeit zum Lesen, sondern zum Schlafen; mach', daß Du in's Bett kommst, ich bitte Dich.“

„Wie Du willst, Bruder. Gib Acht, wie ich morgen buchstabiren will und ganz allein: s o . . . so . . . si . . . so . . . ffen . . . gesoffen . . . nichts als Wein gesoffen, Bruder, meiner Seel', nichts als Wein, und was für welchen? Hölle und Teufel, wie heißt er doch noch? Canpanier . . . ja, ja, Canpanierwein, und beim Desfert haben wir alle Teller zerschlagen, denn Voiseau sang vom Bolero und dazu klapperte er mit den Scherben, als wären's Kastanien. Wie schön das klang, Bruder, so himmlisch, daß mehrere junge Leute, die im Nebenzimmer aßen, einen Sou nach dem andern uns zuwarfen, damit wir stillschweigen sollten! Was thut der Voiseau? Der wirft sie mit Tellern, ganzen und halben, und sie werfen wieder mit Schüsseln, daß Teller und Schüsseln in der Luft zusammentrafen und klirr, klirr ging's; hu, das war eine Lust! Teller und Schüsseln hin und her, links und rechts, oben und unten. Ein alter Herr, der in einem Winkel

des Saales friedlich bei seinem Hasenpfeffer saß, ward von einer Salatschüssel getroffen; racheschnaubend fliegt er auf und will die Polizei holen. Wir aber zum Tempel hinaus: dabei hab' ich meinen Hut eingebüßt. Schade d'rums, er war ganz neu."

"Die Aufführung lob' ich mir."

"Und mit Recht, Bruder. Wir haben uns als brave Männer geschlagen; Du darfst zufrieden sein mit mir, Bruder."

"Ja, Bruder, vor Allem, wenn Du endlich schweigst und einschläfst."

"Erst sag', ob Du mich noch lieb hast."

"Ja, Peter; aber wenn Du mich lieb hast, so schlafe endlich ein."

Endlich schläft er ein; gleich darauf hör' ich ihn laut schnarchen. Peter, Peter, wie würde es Dir gehen, wenn Du hier allein wärest ohne Bruder, Freund und Rathgeber! Dann wäre Dir's besser, Du kehrest nach wie vor den Schornstein: arm würdest Du nach wie vor ehrlich bleiben, aber reich, wer weiß, was die Schelme aus Dir machen könnten!

Es ist die erste Unbesonnenheit, die er begeht und die verdient Nachsicht.

Den andern Morgen beim Erwachen besinnt sich Peter vergeblich auf die Ereignisse des vorigen Abends; nur allmählig fallen sie ihm wieder ein. Ein unmäßiger Genuß der Tafelfreuden wirkt nachtheilig auf das Gedächtniß, und wer sich ihnen oft hingibt, gewinnt ganz den Anschein eines Blödsinnigen. Je mehr er zum Bewußtsein kommt, um so mehr schämt er sich

seines Benehmens und bittet mich inständig, Herrn Dermilly nichts davon zu sagen; zugleich verspricht er mir jeden Umgang mit Voiseau zu meiden.

„Wenn Du ihm wieder begegnest,“ sage ich zu Peter, „so bestelle ihn an einen beliebigen Ort; dann gehen wir zusammen hin, und ist Dein Herr Voiseau derselbe, auf den ich Verdacht habe, so sollen ihm seine Schelmstücke schlecht bekommen.“

Ueber den immer besorglicher werdenden Zustand des Herrn Dermilly vergesse ich diesen Vorfall schnell. Herr Dermilly kann nicht mehr aufstehen aus seinem Armstuhl. Er fühlt, daß er nur noch kurze Zeit zu leben hat, obgleich er der Gräfin auf ihre wiederholten Anfragen hinsichtlich seines Befindens antworten läßt, daß es besser gehe.

„Lieber Andreas,“ sagt er zu mir, „ich weiß, wie ich daran bin, aber warum soll ich die gute Caroline im Voraus betrüben? Sie wird meinen Tod beweinen, nicht, wie sie's früher gethan hätte, mit der Verzweiflung eines liebenden Herzens, sondern mit dem stillinnigen Schmerze eines Freundes bei der Trennung vom Freunde. Andreas, ich habe in Deinem Herzen gelesen: auch Dir macht die Liebe viel Schmerz!“

Was helfen alle Versicherungen des Gegentheils? Er hat mein Geheimniß entdeckt.

„Du liebst Adolphine,“ so fährt er fort; „stände es bei mir, Dich glücklich zu machen, so würde Adolphine Dein Weib. Du bist mein Adoptivsohn, und weil ich keine Erben habe, gehört Dir Alles,

was ich auf Erden zurücklasse. Dank meinem Talent und meiner einfachen Lebensweise habe ich mich bis auf sechstausend Livres Jahresrenten gebracht: sie gehören Dir. Es ist viel für einen Künstler, aber sehr wenig für einen Herrn von Franconard."

"Nehmen Sie Ihre Wohlthaten zurück, Herr Dermilly," antworte ich tief erschüttert, seine Hand mit meinen Thränen nezend, "nehmen Sie Alles zurück und bleiben Sie nach wie vor mein Freund und zweiter Vater!"

Leider hilft die sorgsamste Pflege zu nichts mehr. Nachdem Herr Dermilly noch einen ganzen Monat lang sich kümmerlich hingeschleppt hat, verschied er eines Morgens sanft und ruhig in meinen Armen. Seine letzten Worte waren Caroline und Andreas!

Der Tod dieses trefflichen Mannes versetzt mich in die tiefste Trauer. Umsonst sucht Peter mich zu trösten; auch Vater Bernhard und Nanette eilen herbei und bezeugen mir die innigste Theilnahme an meinem Schmerze. Ach, erst in den Stunden der Trauer wissen wir den Werth der Freundschaft so recht zu schätzen!

In seinem von ihm selbst aufgesetzten Testamente vermacht er mir sein gesamntes Hab und Gut. So darf ich denn ein schönes Mobiliarvermögen und eine Jahresrente von nahe an sechstausend Livres mein nennen.

"Sechstausend Livres Renten!" ruft Peter, "das heiß' ich eine prinzliche Erbschaft, Andreas; dafür kannst Du unser ganzes Dorf kaufen."

„Ist das wahr?“ fragt Nanette, mich besorgt ansehend. „Bist Du jetzt so reich wie... wie die Leute, die in Hotels wohnen?“

„Nein, Nanette, lange, lange nicht so reich! Aber reich genug, um Viele glücklich zu machen. Mutter, Bruder und Ihr, meine lieben Freunde, besizet Alles gemeinschaftlich mit mir!“

„Danke Dir, Andreas,“ antwortet Vater Bernhard und drückt meine Hand; „ich will und brauche nichts. Ich weiß, daß sechstausend Livres Renten kein unermessliches Vermögen sind, immer aber hinreichend, Dich und Deine Familie anständig zu ernähren. Ich freue mich über Dein Glück, Du verdienst es; eben so fest bin ich überzeugt, daß der Glanz des Geldes Dein Herz nicht besticht.“

„Nie, Vater Bernhard, nie!“

Die Versicherung gibt Nanette die Ruhe wieder, die sie bei der Nachricht von meiner Erbschaft verloren zu haben schien. Mir bleibt jetzt nichts übrig, als den letzten Willen Herrn Dermilly's zu erfüllen. Vor seinem Tode übergab er mir ein versiegeltes Paket mit der Bitte, es der Frau Gräfin persönlich zu überbringen. So will ich denn jetzt in's Hotel.

„Gewiß haben sie schon von Deinem Reichthum gehört,“ sagt Nanette; „ich wette, sie werden Dich wieder in's Haus haben wollen.“

„Nein, Schwester, nein, sie wollen es nicht; bin ich doch nur ein armer Teufel gegen den reichen Herrn Grafen.“

„Um so besser; je näher ihnen, um so weiter von uns!“

Eben, als ich in's Hotel fort will, wird mir ein Brief gebracht. An dem Postzeichen sehe ich, daß er aus Savoyen kommt. Himmel, was hat das zu bedeuten! Die Mutter kann nicht schreiben, Jakob eben so wenig. Ich fürchte, ich fürchte... zitternd erbreche ich das Siegel; Peter und meine Freunde drängen sich heran. Alle wollen wissen, was im Briefe steht.

Er ist von Michel, einem unserer Nachbarn, und im Namen unserer Mutter geschrieben. Sie freut sich unendlich über das Wiederauffinden Peters: die Nachricht hat sie einigermaßen getröstet über das Unglück, das sie uns zu melden hat. Mein Gott! Jakob, unser lieber Bruder, hat durch Sturz in einen Abgrund den Tod gefunden!

Armer, armer Jakob! so sollen wir Dich nicht wieder sehen! O, daß es Dir vergönnt gewesen wäre, am Genuße des mir zugefallenen Vermögens Theil zu nehmen! Schon sehe ich einen Theil meiner Hoffnungen zerfließen; ich kann nicht weiter lesen. Peter und ich, wir fallen uns in die Arme und weinen unsern Schmerz aus über den Tod des lieben Bruders, den wir so jung verlassen und einst zum Mann erwachsen wieder zu sehen gehofft hatten.

Nach geraumer Zeit lese ich den Brief zu Ende. Die gute Mutter hat die größte Sehnsucht nach uns; sie möchte uns an ihr Herz drücken und sich mit uns

über den Verlust ihres geliebten Kindes ausweinen; sie bittet uns flehentlich, ja nicht zu zögern, und wenn sie uns auch nur einen Tag sehen sollte; unsere Ankunft allein könne sie wieder gesund machen.

So wollen wir denn die Wünsche der Mutter ungesäumt erfüllen.

„Peter,“ sage ich zum Bruder, „morgen, heute noch, wo möglich, wollen wir abreisen; die Mutter wartet, sie ist krank; unsere Gegenwart kann sie heilen. Geschwind nach Savoyen!“

„Ja, Bruder, wir müssen fort. Zu Fuß?“

„Wohin denkst Du, Peter? Mit Extrapost! Je schneller, je besser; was liegt mir am Gelde? Kann ich es besser anwenden, als gemäß den Wünschen meiner Mutter, die keines ihrer Kinder um sich hat, sie in den Stunden der Trauer zu trösten? Je eher, je lieber fort, und je schneller, je besser! Meinetwegen sechs Pferde, wenn es sein muß. Vater Bernhard wird die Gefälligkeit haben, Alles, was zur Reise nöthig ist, in Ordnung zu bringen, nicht wahr? Inzwischen will ich in's Hotel und der Frau Gräfin das Testament des Herrn Dermilly und seine Briefe einhängen.“

„Geh', Andreas, geh'; ich will Alles besorgen: eine bequeme Postchaise, Pferde, Postillon und was sonst nöthig ist, nicht zum Reisen, sondern zum Fliegen; noch heute Abend soll das Gefährt vor der Thüre sein. Der gute Andreas! Meiner Seel', hätt' ich nicht Kunden, die bedient sein wollen, ich

ginge mit ihm nach Savoyen, bloß um der armen Marie zu sagen, daß ihr Sohn seines Gleichen nicht hat in ganz Paris."

"Gewiß nicht," sagt Nanette weinend; "aber nicht wahr, Andreas, Du kommst wieder zu uns zurück?"

"Ja, Nanette, ja; wir sehen uns wieder!"

"Suche! welch Vergnügen!" ruft Peter und springt im Zimmer herum. "Im Postwagen mit sechs Pferden wie der Wind in's Dorf einzufahren! Sapperment, wie die Leute die Augen aufreißen werden; sie werden uns für Prinzen oder privatissirende Viehhändler halten!"

Ich bitte Nanette, unsere Koffer zu packen, denn Peter ist so außer sich, daß er zu keinem Geschäft zu gebrauchen ist. Das Paketchen, das ich der Frau Gräfin zu überreichen habe, in die Tasche steckend, eile ich nach dem Hotel.

Unterwegs denke ich an den plötzlichen Umschwung in meinen Vermögensverhältnissen. Ich fühle, wie im Grunde meines Herzens allerhand neue Hoffnungen sich regen! Sechstausend Livres Jahresrenten! Ist das nicht viel mehr, als ich zu einem behaglichen Leben brauche? Außerdem führe ich meinen Pinsel, der mir immerhin ein stattliches Einkommen sichert. Ich habe Talent für meine schöne Kunst, wenn auch lange nicht das des Herrn Dermilly. Dieß Alles zusammengenommen kann ich meinem künftigen Weibe ein mehr als sorgenfreies, ein angenehmes Leben schaffen. Ach! die wahre Liebe denkt

nicht an's Geld! Oder wäre nur der glücklich, der ein glänzendes Hotel, prächtige Equipagen und zahlreiche Dienerschaft besitzt? O, wenn Adolphine mich liebte!

Aber wie bald verschwanden diese Chimären vor dem prüfenden Blick des Verstandes! Was ist dieß mäßige Einkommen gegen das glänzende Vermögen des Grafen? Und gesetzt, ich wäre noch reicher, so reich, daß ich mich messen könnte mit ihm, hörte ich darum auf, Andreas der Savoyarde zu sein?

Im Hotel angekommen, ersteige ich die Treppen mit ungleich festerem Tritte als sonst. So wahr ist es, daß der Vermögliche jene sichere Haltung, die ihn überall hin begleitet, nur aus dem Gefühle seiner Unabhängigkeit schöpft.

Ich halte in der Hand das versiegelte Paketchen; allem Anscheine nach enthält es Liebesbriefe. In den meisten Fällen haben solche Briefe nur eines gar kurzen Daseins sich zu erfreuen; diese haben den, an welchen sie geschrieben wurden, überlebt. Aus diesen Briefen weht uns die ganze Glut eines leidenschaftlich bewegten Herzens entgegen und setzt uns in Flammen, während die Hand, die sie niederschrieb, längst in Staub und Asche zerfiel. So ist oft das Dasein eines Stückchens Papier von längerer Dauer als unser eigenes!

Meine Wohlthäterin muß von dem Tode Herrn Dermilly's unterrichtet sein. So bin ich wenigstens der schmerzlichen Nothwendigkeit überhoben, ihn ihr anzuzeigen. Je näher ich ihrem Zimmer komme,

um so mehr entfällt mir der Muth. Seit länger denn fünf Monaten habe ich das Hotel verlassen und in der ganzen Zeit nicht einmal Adolphine zu Gesicht bekommen. Wird auch diesmal meine Hoffnung getäuscht werden?

Ich habe mich anmelden lassen und werde nun förmlich eingeführt, wo ich ehemals frei ein- und ausgehen durfte. Sie ist da... ich habe sie gesehen, nur sie gesehen; unsere Blicke trafen sich: sie sagten sich in einer Sekunde, was unsere Herzen in fünf Monaten empfunden haben.

Die Stimme meiner Wohlthäterin weckt mich aus meinem süßen Rausche. Ihr Gesicht trägt die unverkennbaren Spuren tiefen Seelenschmerzes, die lauter und beredter als alle Worte ihre Anhänglichkeit an Herrn Dermilly bezeugen. Mit bewegter Stimme hebt sie an:

„Wir Beide, Andreas, haben einen warmen Freund verloren. Er verbarg mir seinen Zustand, er wollte mir bis zum letzten Augenblick die Hoffnung nicht rauben, und ich glaubte ihm. Ich weiß, was er für Sie gethan hat, den er wie seinen Sohn liebte. Hat er Ihnen Nichts für mich gegeben?“

„Aufzuwarten, Madame. Dieß Paket sollte ich Ihnen eigenhändig überreichen.“

Sie nimmt es mir eiligst aus der Hand und erbricht es mit feuchten Augen. Der Anstand verlangt, daß ich mich entferne; so nähere ich mich denn Fräulein Adolphine. Wir können eine Weile unbemerkt mit einander plaudern, denn die Mutter steht uns

nicht mehr; sie ist wie abwesend. Der Anblick der vielleicht vor fünfzehn Jahren gewechselten Briefe versetzt sie in jene erste Zeit ihrer jungen Liebe zurück: die Gegenwart hat der Vergangenheit weichen müssen.

„Warum sieht man Sie jetzt nicht mehr im Hotel?“ fragt Adolphine halblaut. „Es ist nicht recht von Ihnen, Herr Andreas, daß Sie Ihre Freunde so vernachlässigen.“

„O, mein Fräulein, wie gerne käme ich; aber ich fürchte... ich wage kaum... Ihr Herr Vater... Ihr Herr Cousin...“

„Hält sie das ab? Mein Cousin ist ein Sausewind und für den Augenblick nicht in Paris; mein Vater denkt nur an den Tod seines Schooßhundes; Mutter ist untröstlich über den Verlust des guten Herrn Dermilly, den auch ich recht tief fühle. Ich hoffte wenigstens, Sie würden kommen, uns zu trösten; aber auch das nicht! Ach, Herr Andreas, es war eine schöne Zeit, als wir auf dem Lande zusammen spielten, zeichneten und sangen, nicht wahr? Wie glücklich war ich damals! Gedenken Sie dieser Tage noch?“

„Wie könnte ich sie vergessen, Fräulein? Jene Erinnerungen sind das Glück und die Qual meines Lebens!“

„Die Qual? wie so?“

„Weil ich mir denke, jene Tage kehren nie wieder. Ach, ich fühle jetzt, was ich im dreizehnten Jahre nicht fühlte: die große Kluft, die uns trennt.“

Ich seufzte tief auf; Adolphine sieht mich an, ihr Herz scheint das meine zu verstehen. Wir Beide schweigen, aber unsere Augen reden und werden beredter, als unser Mund vermocht hätte. Seliger Augenblick! Die Gräfin ist noch immer in die Briefe vertieft und denkt einer glücklicheren Vergangenheit, während ihre Tochter und ich uns an der Gegenwart laben.

Plötzlich wird unser Gespräch durch gewichtige Schritte im Nebenzimmer gestört. Kaum habe ich mich von Adolphine entfernt und kaum hat die Gräfin die Papiere, die sie in der Hand hält, versteckt, so tritt Herr von Franconard in's Zimmer.

„Ho ho!“ ruft er, als er mich sieht, „Andreas bei Dir? Was macht er schon wieder in meinem Hotel?“

„Er bringt mir,“ antwortet meine Wohlthäterin, „die letzten Grüße eines Mannes, der mir sehr theuer und werth war: die letzten Grüße Herrn Dermilly's, der ihm bei seinem Tode Alles vermacht hat.“

„Teufel! das Blatt hat sich gewendet,“ ruft der Graf und wirft sich in einen Bergère; „ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir von seinem Tode sagten. Auch Cäsar ist gestorben, der arme Hund! ich weine täglich um ihn. Dermilly war nicht ohne Talent; aber Cäsar! o, das war unvergleichlich! Weißt Du nicht mehr, Andreas, wie er durch den Reif sprang? Also Dermilly hat Dir alles Seinige vermacht? Um! das heißt freilich nicht viel, so eine Malererbschaft: arm wie ein Maler sagt das Sprüchwort.“

„Herr Dermilly war nicht so arm, wie Sie glauben,“ antwortet die Gräfin, tief verletzt durch die Rede ihres Gatten; „er hinterläßt Andreas sechstausend Livres Jahresrenten.“

„Sechstausend Livres Jahresrenten!“ ruft Herr von Franconard und reißt die Augen weit auf. „Sapperlot, das lobe ich mir; wüßt' ich nur, wie sie mit dem lumpigen Geschmier auf Leinwand so viel zusammenschmieren! Hätt' er mir den Cäsar abkonterfeit, Du würdest zehn blanke Thaler mehr in der Erbschaft gefunden haben, Andreas... und sechstausend Livres Jahresrenten! Wisse, Du gefällst mir immer besser: Du hast Dich zu Deinem Vortheil verändert, seit ich Dich zuletzt gesehen. Gott weiß, woher er die Tournure hat!“

„Sie sind allzu nachsichtig, Herr Graf,“ antworte ich unter leichter Verbeugung.

„Allzu nachsichtig! Hübsch geantwortet! Wer hat Dir das Compliment beigebracht? Du selbst? Da sieht man, nichts bildet den Geist mehr als das Geld, und sechstausend Livres Jahresrenten ist meiner Seel' genug für einen Savoyarden. Ich wette, Du willst einen Kram anlegen. Lebte Cäsar noch, so würde ich Dir Dieß und Jenes, z. B. für die Küche, zu liefern geben; da braucht man allershand; aber das Ereigniß hat mich so verstimmt, daß ich Alles in der Küche gehen lasse, wie's geht!“

„Gar zu gütig, Herr Graf! Es ist aber nicht meine Absicht, einen Kram anzulegen: ich will bei

der Kunst bleiben, die mein Wohlthäter mich lehrte. Ich bin nicht auf Gelderwerb erpicht!"

"Schlimm! sehr schlimm! Der Handel könnte Dich weit bringen: mit dem Zuwägen von Erbsen und Sauerkraut kommt man weiter als mit dem Hin- und Herpinseln. Jeder will leben, das ist ausgemachte Wahrheit, aber nicht Jeder will was gemalt haben. Ich z. B. kümmerge mich tausendmal weniger um Maler als um Köche. Hab' ich nicht recht, he?"

Statt zu antworten, mache ich ihm mein Compliment und verabschiede mich bei der Gräfin für die Reise nach Savoyen.

"Sie reisen nach Savoyen?" fragt Adolphine. "Um nicht wieder zurückzukehren nach Paris?"

"Hoffentlich bald, Fräulein Adolphine; ich will nur die Mutter besuchen, die ich seit elf Jahren, so lange ich aus der Heimath fort bin, nicht gesehen habe. Mein Bruder Peter reist mit. Die Mutter bedarf unseres Trostes über den Verlust Jakobs, unseres jüngsten Bruders."

"Peter, Jakob, Nikolaus," unterbricht mich der Graf, "gleichviel! die Angelegenheiten Deiner Familie gehen uns nichts an; mach', daß Du fortkommst nach Savoyen. Wären die Murrelthiere essbar, so würde ich Dir auftragen, mir welche zu schicken; aber Euer Land bringt nichts Gutes hervor. Mir fällt ein, daß ich 'mal bei Euch war."

"Wir wissen es noch recht gut, Herr Graf."

Und damit küsse ich die Hand meiner Wohlthä-

terin, werfe Adolphine einen zärtlichen Blick zu und verlasse eiligst das Zimmer.

Unten an der Treppe begegnet mir Lucilie; sie gratulirt mir zu der reichen Erbschaft.

„Jetzt hat er ein bequemes Leben, der gute Andreas!“ sagt sie. „Sechstausend Livres Jahresrenten, hübsch von Gesicht, schlank gewachsen, wohl erzogen: was kann man mehr verlangen? Sie sollten sich etabliren, Andreas, und heirathen, recht bald. Die ledigen Leute kommen auf allerlei böse Gedanken, wovon nur eine Frau sie abhalten kann, Notabene, wenn sie ordnungsliebend, sparsam, häuslich u. s. w. ist, kurz, so wie ich. Weißt Du was, Andreas? Ich habe schon was auf der Seite, dazu allerhand Aussichten. Wenn Du recht artig sein willst, geb' ich Dir meine Hand. Was meinst Du, Andreas? Wir leben gewiß gut mit einander.“

„Nein, Lucilie, das geht nicht.“

„Das geht nicht? Schau' mir Einer den Herrn an, wie gleichgültig er das sagt! Hat das Herrchen seinen Schwur vergessen?“

„Ich habe nie geschworen, Sie zu heirathen, Lucilie.“

„Thut nichts, Andreas; so Viele schwören und heirathen nicht, daß wohl 'mal Einer heirathen kann, ohne geschworen zu haben. Uebrigens, wie Sie wollen, mein Herr! Ich kann hundert Männer kriegen, wenn ich will.“

„Das weiß ich, Lucilie, und da ich eine Reise nach Savoyen vorhabe, hoffe ich, Sie werden mir

von Zeit zu Zeit schreiben, wie es Ihnen und der Frau Gräfin geht."

"Sie reisen nach Savoyen, Andreas? Gewiß, um Ihre Mutter zu besuchen? Der gute Andreas! Wie wird Mama sich freuen! Aber das ist zu arg von Ihnen, daß Sie mich nicht zur Frau wollen! Ich würde Ihnen recht böse sein, wenn ich könnte. Andreas, ich will thun, was Sie wünschen, will Ihnen schreiben von mir und der Frau Gräfin. Geschwind einen Kuß zum Abschied... pfui, wer nimmt ungeküßt Abschied und so im Fluge, auf der Treppe! Sie hätten wohl auf mein Zimmer kommen können, wie sich's gehört, Andreas."

"Ich kann nicht, Lucilie; der Wagen steht schon reisefertig vor der Thüre."

"Adieu denn, Andreas; auf Wiedersehen!"

Ich drücke ihr einen Kuß auf die Lippen und eile dann fort. Wie ich in unsere Straße einbiege, sehe ich den Reisewagen schon vor der Thüre halten und den Postillon im Sattel. Peter sitzt im Wagen und schaut sich ungeduldig links und rechts nach mir um. Der gute Vater Bernhard hatte nicht eher gerastet, bis er alle meine Wünsche erfüllt. Schnell gehe ich hinauf, von meinen Freunden Abschied zu nehmen, stecke eine ziemlich bedeutende Geldsumme zu mir und steige dann neben Peter ein, der den Augenblick unserer Abfahrt nicht erwarten kann.

Jetzt sind wir fertig. Der Postillon schwingt die Peitsche und davon fliegen wir in bequemer vier-spänniger Chaise, der Heimath zu, die wir vor eilf

Fahren zu Fuß verlassen hatten, um in Paris unser Brod zu ertanzen und zu erfegen.

Bernhard und Nanette sehen uns auf der Straße noch lange nach.

Viertes Kapitel.

Reise nach Savoyen. — Ankauf. — Schnelle Rückreise.

Peter, der nie in einem Hotel gewohnt hat wie ich, noch je in einem Wagen gefahren, weiß sich während der ersten Station nicht zu lassen vor Jubel. Sein Mund ist in ewiger Bewegung: bald ruft er vor Freude, bald vor Staunen, bald vor Schreck, wenn der Wagen, der mit Blitzesschnelle fährt, in den Geleisen sich neigt oder über holperige Straßen hinrollt. Wie gerne gäbe ich mich meinen Betrachtungen hin, aber Peter gönnt mir keine Zeit dazu.

„Sieh', Bruder,“ ruft er, „wie die Pferde galoppiren. Wie angenehm das Fahren thut. Dauert es recht lange? Ich wollte, es hörte nie auf. Schau', Bruder, links und rechts Häuser, Bäume, Dörfer, Alles läuft von uns weg. Wie gut es ist, reich zu sein, und die hübsche Erfindung da, so mit Postpferden zu reisen! Mein Gott, wie die Leute uns ansehen; ich wette, sie möchten an unserer Stelle

„sein! Wir müssen recht vornehm aussehen. O, wenn das Fahren doch nie aufhörte!“

„Armer Peter, Du kriegst es bald genug satt!“

„Satt? Nein, Bruder, nie!“

Am zweiten Tage ist Peters Enthusiasmus bedeutend abgefühlt. Er fängt an, ermüdet zu werden durch die einförmige Bewegung. Der Wagen ist bequem, doch haben wir die ganze Nacht durchgefahren und nur an den Stationen angehalten, um die Pferde zu wechseln. Peter meint, ein viertelstündiger Spaziergang würde ihm nicht übel bekommen, und schon bedauert er die Fußgänger weniger.

Jetzt haben wir Lyon im Rücken und nähern uns der Savoyer Gränze. Hier erscheint uns Alles wie neu. Die Seele erweitert sich, das Herz schlägt uns rascher beim Anblick altbekannter Gegenden.

„Siehst Du das Haus da?“ rufen wir gleichzeitig; „den Pfad? da haben wir oft gegessen, und unter dem Baume da oft gefrühstückt. O, mein Gott, und die Berge, unsere Gletscher! Hinter dem Flecken da liegt unser Dörfchen. Schöne Heimath, wir grüßen dich!“

Wie der Blitz fliegen wir zum Wagen hinaus, stürzen uns in die Arme und weinen vor Freude.

Aber was sehe ich da links am Wege, neben dem jähen Abhang? Eine Barriere, dieselbe, auf der wir uns schaukelten, als wir von der guten Mutter fortgingen; sie bewegt sich wie in jener Nacht, da sie Peter erschreckte.

„Laß uns hin, Bruder,“ rufe ich Peter zu, „laß

uns an sie lehnen. Mein Gott, mir ist wieder ganz zu Muth wie damals."

Peter folgt mir, der Wagen hält. Jetzt stehen wir vor der Barriere, wir möchten sie umarmen! Wir klettern hinauf und schaukeln uns wie in den fröhlichen Tagen unserer Kindheit.

Der Postillion weiß nicht, was er davon denken soll; er muß uns für Narren halten. Ach, er kann nicht rathen, was in unserm Herzen vorgeht!

Die kindliche Freude dauert nicht lange. Ein Gedanke an Paris, an Adolphine, an den gewaltigen Umschwung in unsern äußern und innerlichen Verhältnissen — und ich muß seufzen, seufzen vor Kummer. Peter schaukelt sich noch immer; der gute Junge kommt ganz so zurück, wie er ausgezogen ist.

Ich heiße den Kutscher mit dem Wagen warten im Flecken, der ungefähr eine Viertelmeile von unserm Dörfchen liegt. Wir wollen zu Fuß gehen. Peter sieht mich erstaunt an: er wäre so gerne in gestrecktem Galopp vor die Hütte der Mutter gefahren.

"Bruder," sage ich ihm, "die Nachbarn und Freunde müssen uns für stolz halten, wenn wir im Bierspanner einfahren. Wir gehen besser zu Fuß und zeigen unsern Reichthum lieber durch Wohlthaten gegen die Armen. Was meinst Du?"

Peter umarmt mich.

"Du hast recht, Andreas, wie immer!" ruft er. "Ich Dummkopf seh' nie weiter, als eben meine Nase reicht."

Nachdem wir den Postillon mit den Postpferden zurückgeschickt und den Wagen im Flecken eingestellt haben, nimmt Jeder von uns seine Sachen auf den Buckel; so wandern wir unsers Weges weiter dem Dörschen zu. Peter will Alles tragen: er sagt, er sei gewöhnt daran und stärker als ich; aber ich gebe es nicht zu, ich will meine Sachen tragen: so gut wie er die seinigen; die Leute könnten sonst meinen, ich dünke mich vornehmer als Peter.

Wir beflügeln unsere Schritte. Immer bekannter wird uns die Gegend: jeder Ort, jede Stelle erinnert uns an die schöne Jugendzeit. Jetzt stehen wir auf dem Punkt, wo die theure Mutter vor eilf Jahren Abschied nahm von uns und uns nachsah, so lange sie konnte. Peter und ich, wir blicken uns wehmüthig an; derselbe Gedanke steigt in uns auf. Auch Jakob stand da neben der Mutter, hier sahen wir ihn zum letzten Male; noch seh' ich ihn, wie er uns eine Kußhand zuwarf. Unsere Augen füllen sich mit Thränen. Ach, so ist denn kein Glück vollkommen auf Erden! Das unsrige wäre zu groß, wenn wir Alles im Dorfe wieder träfen, wie wir's verlassen haben.

Aber die Mutter wartet; geschwind weiter! Sieh', hinter jenem Hügel liegt unser Dorf; hinauf, hinauf! Raum sind wir oben, so fliegen wir uns in die Arme.

„Sieh' da, sieh' da!“ das ist Alles, was wir hervorbringen können. Die Freude, das elterliche Dach wiederzusehen, das wir deutlich erblicken, raubt uns die Sprache. Von da an gehen wir nicht mehr, wir fliegen der geliebten Wohnung zu. Jetzt haben wir

sie erreicht. Unwillkürlich fallen wir auf die Kniee nieder vor der bescheidenen Hütte, in der wir das Licht der Welt erblickten.

Die Thüre ist verschlossen. Sollen wir uns plötzlich zu erkennen geben, oder die Mutter allmählig vorbereiten auf das Glück, das ihrer wartet?

„Zu große Ueberraschung thut nicht gut,“ sagt Peter.

Aber ich kann mich nicht halten; zitternd klopfe ich an. Die Thüre öffnet sich; sie ist's, sie ist's, die gute Mutter steht vor uns.

„Was wünschen Sie, meine Herren?“ fragt sie unter höflicher Verbeugung.

Meine Herren! Sie kennt uns also nicht. Kein Wunder! eilf Jahre haben uns zu Männern umgeschaffen und außerdem unsere elegante Kleidung... doch das Herz erräth alsbald: Keiner von uns Beiden rührt sich von der Stelle, Keiner spricht, er wagt es nicht; aber wir öffnen lächelnd die Arme, und schon hat ihr Herz uns bei Namen genannt.

„Mein Gott!“ ruft sie, „wär's möglich?“

„Ja, theure Mutter, wir sind's, Deine Söhne... Dein Peter, Dein Andreas steht vor Dir!“ rufen wir Beide wie aus Einem Munde und fliegen an ihr Herz, als wären wir noch die Kinder wie ehemals. Und wir sind auch noch die Kinder, wenn auch nicht dem Leibe, doch dem Herzen nach.

Lange können wir keine Worte finden für unser Glück! Die gute Mutter erdrückt uns fast in ihren Armen.

„O, wie Ihr groß geworden seid!“ ruft sie, „und wie schön, wie vornehm, Ihr armen Kleinen, Ihr! Du am meisten, Andreas: Du bist wie ein Graf; Peter nicht so ganz, der ist noch ein wenig linksch geblieben. Ach, Andreas, und wie gut Du gegen mich warst; durch Deine Güte hat Deine Mutter nie erfahren, was Elend heißt.“

„Peter hätte das Nämlche gethan, liebe Mutter, aber ein Schuft hat ihn betrogen und das Geld für sich behalten, das er Dir bestimmt hatte.“

„O, ich glaube Euch, meine Kinder! Nicht wahr, Ihr habt mich immer gleich lieb, Eure Mutter? Wenn doch der arme Jakob noch lebte, wie würde er sich mit mir freuen; aber Gottlob! daß ich Euch bei mir habe, Euch an mein Herz drücken darf. Ja, ich fühle, daß ich noch eine glückliche Mutter bin!“

Wir treten in die Hütte; Alles, Alles erinnert uns an unsere Kindheit.

„Sieh’, Peter,“ sage ich zum Bruder, „da ist der große Stuhl, worauf unser guter Vater starb; da knieten wir nieder vor ihm; da ist die Stelle, wo er besonders gern saß und uns auf den Knien schaukelte.“

„Ja, liebe Kinder, es ist so,“ fällt die gute Mutter ein und trocknet sich die Augen; „ich sehe, Ihr habt nichts von dem Allen vergessen.“

„Und da schliefen wir; jetzt, glaub’ ich, würden wir nicht mehr so gut schlafen da.“

„Und da fand ich das Porträt meiner Wohlthäterin.“

„Ja, Andreas, das Porträt hat Dein Glück gemacht und meines; ihm hast Du's zu danken, daß Du jetzt ein vornehmer Herr bist. Aber ich muß wissen, wie das Alles so gekommen ist, Ihr sollt mir Eure Geschichte erzählen von Anfang bis Ende. Doch erst setzt Euch und ruht Euch aus, Ihr werdet müde sein vom Wege. Seid Ihr zu Fuß gegangen?“

„Wohin denkst Du, Mutter? Wir haben es uns bequem gemacht, wir...“

Schon will Peter Alles zum Besten geben, aber ich zupfe ihn am Arm und winke ihm zu schweigen. Die Mutter weiß nicht, daß Herr Dermilly todt ist und daß er mich zum Erben eingesetzt hat; ich will sie damit überraschen, darum falle ich geschwind Peter in die Rede und sage:

„Wir haben unterwegs Gelegenheit gefunden zum Fahren; so sind wir nicht ermüdet.“

„Um so besser, liebe Kinder! Jetzt will ich in die Küche und Euch Euer Lieblingessen kochen: wißt Ihr noch, die Kuchen, die Ihr früher so gern aßt. Guter Gott, hätt' ich das gedacht, daß Ihr heute kommt, der Tisch sollte schon gedeckt sein. Aber Ihr wolltet mich überraschen, nicht wahr? Heut' Abend werden sie Euch gut schmecken!“

Während die gute Mutter in die Küche eilt, um uns Kuchen zu backen, sehen Peter und ich uns im Dorfe um und nach den altbekannten Gesichtern. Zuerst gehen wir auf den Kirchhof zum Grabe des seligen Vaters; dicht daneben liegt auch Jakob be-

graben. Mit einem Dorfkirchhof ist man bald fertig. Nichts von dem Luxus und der Pracht eines Père-la-Chaise! Kreuze, einige Steine, mit Kränzen umwunden, hie und da einige Blumenbeete, das ist Alles, was an die Ruhestätte der Abgeschiedenen erinnert. Der Tod ist hier einfach und schmucklos, wie das Leben außerhalb der Ringmauern des Gottesackers. Der Bauer besucht die Gräber seiner verstorbenen Lieben, um ihnen eine Thräne des Andenkens zu weihen, und nicht um die Pracht der Mausoleen zu bewundern oder pomphafte Inschriften zu buchstabiren.

Nach kurzem Gebete auf den Gräbern des Vaters und Bruders gehen wir langsam in's Dorf zurück. Oft bleiben wir stehen; jeder Pfad, jeder Kreuzweg ruft eine alte Erinnerung hervor: hier auf dieser Stelle warfen wir uns oft mit Schneebällen.

„Sieh', Bruder,“ sagt Peter, „hier flog mir einer gerade auf's Auge. Du siehst, auch ich habe die schöne Zeit nicht vergessen.“

Keiner im Dorfe erkennt uns. Wie staunen die guten Leute, als sie unsere Namen hören.

„Ihr die Söhne der braven Marie!“ rufen sie ein über's andere Mal. „So groß geworden und so vornehm! Unmöglich!“

Aber wie freuen sie sich, als sie merken, daß unser Herz das alte geblieben ist. O, wie drängen sie sich an uns heran: Jeder will uns seine Freude bezeugen!

Endlich kommen wir unter das mütterliche Dach

zurück; der Tisch ist schon gedeckt. Noch jetzt schmeckt mir das einfache ländliche Mahl, das die gute Mutter uns zubereitet hatte. Seit langer Zeit aß ich nicht mit so gesundem Appetite, und je mehr ich ihren Kuchen zuspreche, um so mehr freut sich die Mutter. Peter aber macht dann und wann ein närrisch Gesicht.

„Schmeckt Dir's nicht, Peter?“ fragt sie.
 „Und wie, Mutter! Aber die Pariser Küche ist halt doch . . . anders.“

„Was, Peter, Du magst die Kuchen nicht mehr, die Du früher so gern aßest?“

„Weißt Du, Bruder, früher kannt' ich die Omelettes und die Pastetchen und all' die andern Herrlichkeiten noch nicht, die ich und Loiseau bei dem Traiteur an der Ecce, aßen . . . o Mutter, die Omelettes soufflés und die Pasteten, sag' ich Dir, die schmecken famos! Hätt' ich Dir nur welche in der Tasche mitgebracht; aber wenn Du nach Paris kommst, Mutter, meiner Seel', vierzehn Tage lang sollst Du nichts essen als Omelettes soufflés!“

„Dank Dir, lieber Peter, um Deine Omeletten zu kosten, mag ich nicht so weit reisen, und ich bin gewiß, sie sind nicht besser als meine Kuchen. Nicht wahr, Andreas? Dir schmecken sie und das freut mich.“

„Ja, Mutter, sie schmecken mir trefflich,“ antworte ich und trete Peter auf den Fuß, zum Zeichen, daß er schweigen soll. Es will mir nicht gefallen, daß er die Pariser Omelettes auf Kosten der von

Mutterhand gebackenen Kuchen herausschneidet. Nach der Abendmahlzeit erzählt Jeder von uns seine Abenteuer seit der Ankunft in Paris. Peter ist mit seiner Geschichte bald fertig. Meine dauert viel länger. Als ich auf den Tod meines Wohlthäters zu sprechen komme, weint die Mutter heiße Thränen.

„Sag' ihr doch von der reichen Erbschaft,“ flüstert mir Peter zu. Ein Blick von mir bringt ihn zum Schweigen. Doch höre ich, wie er in den Bart brummt:

„Der Andreas jetzt... ist ein ganz anderer Kerl.“

Die Mutter versteht ihn nicht. Zum Schlusse meiner Erzählung ermahnt sie mich, ja recht dankbar und erkenntlich zu sein gegen die Gräfin, gegen Bernhard und seine Tochter für die unzähligen Wohlthaten, die ich von ihnen empfangen habe. Auffallend ist mir, daß sie kaum von Adolphinen redet und immer auf Nanette zurückkommt. Offenbar ist sie durch die Herzensgüte Nanettens bestochen worden. Alles an Nanette gefällt ihr. Während ich mich auf das Lob ihrer Tugenden beschränke, wird Peter nicht müde, ihre Schönheit, ihren schlanken Wuchs und ihre Anmuth zu rühmen, so daß die gute Mutter alle Augenblicke ausruft:

„Das gute, liebe Mädchen das, ich möchte sie sehen und küssen!“

Es ist jetzt Zeit zum Schlafen. Wo legen wir uns zur Ruhe nieder? Die Mutter fürchtet, sie könne uns nicht nach Wunsch betten, doch versichere ich sie, daß wir Beide zufrieden sind mit einer Ma-

trage und einem Strohsack in demselben Verschlage, wo wir als Kinder schliefen. Peter reißt die Augen weit auf und sieht mich schweigend an. Ich bin ihm ein Räthsel, aber er wagt keine Erwiderung dagegen. Erst als wir allein sind, fragt er:

„Andreas, willst Du nicht mehr reich sein?“

Ich sehe ihn lächelnd an. „Schlaf nur auf dem Strohsack und der Matratze, worauf Du als Kind schliefst,“ antworte ich ihm, „das schadet Dir Nichts. Im Gegentheil, wie kannst Du Dir ein so süßes Vergnügen rauben wollen?“

Aber Peter hört mich nicht mehr. Er schläft schon und bald folge ich seinem Beispiele. Die süßen Erinnerungen aus der Knabenzeit wiegen mich bald in Schlaf.

Mit Tagesanbruch stehe ich auf. Peter schläft noch, aber die Mutter ist schon am Herde mit unserem Frühstück beschäftigt. Unter dem Vorwande, die frische Morgenluft zu genießen, gehe ich hinaus, doch habe ich Anderes im Sinne. Gestern beim Spaziergange durch's Dorf sah ich ein allerliebstes Wohnhäuschen mit reizender Aussicht, das zum Kauf oder zur Miethe ausgebaut war.

Das Häuschen kauft du der Mutter, dacht' ich bei mir und überraschest sie mit dem Geschenk. In der Absicht mache ich mich so frühe fort. Ich klopfe an die Thüre; ein alter Gärtner, der einzige Bewohner des Hauses, öffnet mir.

„Ich möchte das Haus kaufen,“ sage ich ihm, „an wen muß ich mich wenden?“

„An den Stadtnotar von de l'Hopital, Herr, der mit dem Verkauf des Hauses beauftragt ist. Es wurde für eine hübsche Dame gebaut, die recht einsam leben wollte. Doch schon nach einem halben Jahre hatte sie das Einsiedlerleben satt, und dann gab sie dem Notar den Auftrag, es in ihrem Namen zu verkaufen oder zu vermietthen.“

„Zeige mir das Haus, Freund.“

„Gern, Herr. Ich bin der Gärtner und wohne jetzt allein darin.“

Alles ist so, wie ich's wünsche: eben so geschmackvoll als bequem. Erst ein hübscher Hofraum, dann ein Erdgeschos, ein Stockwerk und mehrere Böden. Es ist groß genug für wenigstens zwölf Personen. Um so besser, so können wir noch mehrere Freunde beherbergen. Unsere Savoyer Freunde verdienen den Namen im vollsten Sinne des Wortes, und wer von Paris kommt, uns hier zu besuchen, verdient den Namen gleichfalls. Auch die Bequemlichkeiten lassen Nichts zu wünschen übrig; Alles einfach, sauber und nett: Milchammer, Taubenschlag, Gewächshaus u. s. w. Sehen wir uns den Garten an: dritthalb Morgen, trefflich bestellt, dabei ein kleines Getreidefeld. Was will ich mehr? So brauchen wir Nichts einzukaufen.

„Und der Kaufpreis?“ frage ich den alten Gärtner.

„Ist etwas hoch, Herr, aber Sie kaufen was Gutes: ein hübsches Haus, viel Land, guter Boden, solide Mobilien...“

„Kennt die Summe, Freund!“

„Neuntausend Franken, Herr.“

„Neuntausend Franken?“

Das scheint mir spottwohlfeil, aber ich vergesse, daß ich nicht mehr in Paris bin und daß hier ein ganzes Haus mit Land und Garten weniger kostet als eine kleine Wohnung in der Chaussee d'Antin.

„Du brauchst die Schreiber nicht,“ sage ich zum Gärtner, „ich kaufe das Haus.“

„Sie kaufen das Haus? Und was wird aus mir?“

„Ich kaufe Dich mit. Was bekommst Du für Deine Gärtnerei?“

„O, Herr, ich bin mit Allem zufrieden, wenn ich nur ein Hüttchen da hinten im Hofe behalten darf. Der Garten nährt mich sattfam. Was meint der Herr von jährlich zehn Thalern? Dafür will ich arbeiten von Morgen bis Abend.“

Zehn Thaler! Armer Mann. Der Herr Graf gibt einer Menge Lakaien, die den ganzen lieben Tag herumfaulenzten, mehr als hundert Thaler; aber immer vergesse ich, daß ich in Berlin und nicht in Paris bin.

„Du sollst zwanzig haben,“ sage ich nach einem Weilchen. „Da hast Du sie im Voraus; dafür erwarte ich, daß Du bei meiner Mutter bleibst und ihr treu dienst.“

„Bei Ihrer Mutter, Herr? Haben Sie das Haus für Ihre Frau Mutter gekauft?“

„Still, Freund, kein Wort davon, ich will sie

„überraschen. Ich will jetzt zum Notar . . . heut' Abend, hoffe ich, soll der Contract in meiner Hand sein.“

Bei der Abreise von Paris hatte ich ungefähr zehntausend Franken in Gold beigesteckt, die ich in Herrn Dermilly's Sekretär vorgefunden. Die Summe kann ich nicht besser verwenden als auf den Ankauf dieses niedlichen Häuschens, das Alles in sich vereint, der guten Mutter in ihren alten Tagen das Leben angenehm zu machen. Ich freue mich auf die Ueberraschung wie ein Kind. Die Vorfreude beflügelt meine Schritte, und ehe ich's merke, habe ich den hohen Berg erklimmen, der zwischen Verin und l'Hopital liegt. Ich treffe den Notar zu Hause, und bevor er mit seinen Reverenzen fertig ist, habe ich ihm schon mein Anliegen vorgetragen.

Leider ist der Akten- und Kanzleimensch nicht so flink wie ich; er meint, gut Ding will Weile haben.

„Ich werde an den Contract gehen,“ sagt er.

„Aber auf der Stelle, mein Herr.“

„Wir müssen erst das Geld . . .“

„Hier ist es, Herr, neuntausend Franken, so viel als das Haus kostet.“

„Schön, schön, aber . . .“

„Kein Aber, mein Herr! Nennen Sie die Notariatsgebühren, ich zahle gleich baar, ohne zu handeln, aber eilen Sie.“

Mit solchen Worten bringt man die ganze Welt in Bewegung. Der Notar wendet sich an seinen Schreiber. Ich geschwind dem Schreiber ein Geldstück in die Hand gedrückt, das hilft. Der gute

Mann schneidet nicht erst dreimal bei jedem Worte die Feder.

Unterdeß gehe ich im Garten spazieren, während die Herren mit ihrer Schreiberei beschäftigt sind. Kaum hört die Frau Notarin, daß ein junger Mann, der kauft, ohne zu handeln, und nobel bezahlt, im Comptoir ist, so ordnet sie hurtig ihre Frisur und kommt in den Garten hinab, mir Gesellschaft zu leisten.

Die Frau Notarin ist nicht hübsch, aber höchst anspruchsvoll, und bekanntlich gibt es nichts Liebenswürdigeres als eine Dame aus der Provinz, die Ansprüche macht. Ehe fünf Minuten vergangen sind, weiß ich, daß Madame eine herrliche Stimme hat, die schwersten Opernarien singt und sich auf dem Pianoforte selbst begleitet; daß sie italienisch spricht und ziemlich gut lateinisch; daß sie den Code civil ganz im Kopfe hat; daß sie nie Kinder gehabt hat, noch sich welche wünscht, weil das die Taille verdirbt; daß sie Verse macht und gerne tanzt; daß sie die besten Omelettes zu machen versteht und selbst das Regiment führt in der Küche; endlich, daß sie immer nach den neuesten Moden des Lyoner Modejournals gekleidet ist.

Während ich das Alles anhören muß, bin ich mit meinen Gedanken bald in dem neugekauften Hause, bald in Paris bei Adolphinen. Kein Wunder, daß ich der guten Frau die verkehrtesten Antworten gebe, wenn sie mich fragt, und sie fragt eben so gerne, als sie erzählt. Sie mag einen schö-

nen Begriff von meinen Verstandesfähigkeiten bekommen haben, die Gute! Aber ich weiß mich zu trösten. Endlich, nach zwei tödtlich langen Stunden, läßt mich der Herr Notar wissen, daß Alles in Richtigkeit sei. Ich eile auf's Comptoir, zahle die Gebühren und stürze mit dem Contracte, den ich auf meiner Mutter Namen habe ausfertigen lassen, Hals über Kopf zum Zimmer hinaus. Doch habe ich Zeit zu hören, wie der Notar zum Schreiber sagt:

„Dem Herrn merkt man an, daß er kein Hausmäkler ist.“

Ich bin lange ausgeblieben; Mutter und Bruder haben nicht bloß ohne mich gekrüft, sondern auch mit dem Essen auf mich gewartet. Schon geräth die gute Mutter in Angst; sie fürchtet, ich habe das Bergsteigen verlernt und sei, wie Jakob, in den Abgrund hinabgestürzt. Peter suchte mich überall. Endlich trete ich ein. Die Wonne, die in meinen Augen glänzt, nimmt ihnen alle Unruhe.

Ich schütze Dies und Jenes vor und finde leicht Glauben, denn Keines von Beiden hat die leiseste Ahnung von meinen Absichten. Nach dem Essen führe ich die Mutter spazieren. Inzwischen habe ich meine Maßregeln so getroffen, daß alles Hausgeräth aus der Hütte in die neue Wohnung hinübergeschafft wird. Unvermerkt führe ich sie in die Nähe des hübschen Häuschens, womit ich ihr ein Geschenk machen will. Während des Spazierganges werden wir dermaßen von Freunden und Bekannten bestürmt, welche der guten Mutter Glück wünschen zu solchen

Söhnen — und das kann eine Mutter nie oft genug anhören — daß die Nacht hereinbricht, ehe sie sich dessen versteht.

„Es ist spät,“ sagt sie endlich, „und wir haben noch weit bis nach Hause. Ich bin so lange nicht ausgegangen, daß ich kaum noch den Weg zu finden weiß.“

Statt Mutter und Bruder in die Hütte zurückzuführen, führe ich sie in die neue Wohnung, die ihnen ein Schloß zu sein scheint.

„Ich kenne den Besitzer dieses Hauses,“ sage ich. „Er hat mich und Euch zum Nachtessen eingeladen, kommt!“ Und damit klopfe ich an die Hausthüre.

Das kommt Peter ganz erwünscht. Vielleicht gibt's da Omelettes soufflés und Pastetchen, denkt er. Die Mutter will erst nicht, denn sie fürchtet zu geniren; sie gibt aber nach, als Franz, der alte Gärtner, öffnet und unter tausend Complimenten uns in's Haus nöthigt. Ich winke ihm zu schweigen. Die ehrliche Haut, die sich auf's Ueberraschen nicht versteht, ist eben so verlegen als die Mutter, die sich nicht von der Stelle wagt und immer nach dem Herrn des Hauses sich erkundigt.

Wir steigen die Treppe hinauf und treten in die Stube, die ich für die Mutter bestimmt habe. Alles steht sie bewundernd an und ruft ein über's andere Mal:

„Wie hübsch das Haus! Das müssen reiche Leute sein, die hier wohnen.“

Wer aber beschreibt ihr Staunen, als sie in der

Stube ihre alte Commode, den Bettfranz von Buchs und dicht neben dem Kamin den alten Stuhl wiederfindet, worauf unser Vater selig zum letzten Male einschlief.

„Mein Gott, was heißt das?“ ruft sie. „Das sind ja meine Sachen: mein Stuhl, meine Commode, mein Bett... begreift Ihr das, Kinder?“

„Recht gut, liebe Mutter,“ antworte ich. „Du bist hier bei Dir, dieß Haus ist Dein Eigenthum. Während unseres Spazierganges habe ich Alles hertragen lassen, was Dir lieb und werth ist von Deinen alten Sachen.“

Die Mutter weiß nicht, ob sie wacht oder träumt, während Peter wie toll im Zimmer herumhüpft und ruft:

„Merkst Du jetzt, wie reich Andreas ist, liebe Mutter? Dachte ich's mir doch, daß er Dich überraschen wolle.“

„Wie, Andreas, Du bist reich?“

„Ja, Mutter, reich genug, um Dir diesen friedlichen, stillen Aufenthalt anzubieten. Herr Dermilly hat mich zu seinem Erben eingesetzt. Ich habe eine schöne Wohnung in Paris, und ich sollte meine Mutter in einer Hütte wohnen lassen? Hier ist der Kaufbrief, lies: das Haus gehört Dir.“

„Mir oder Dir, gleichviel! Nimm Dir ein Weib, Andreas. Erst wenn Du mit Weib und Kindern hier mit mir wohnst, erst dann ist mein Glück voll. Thu' es, Andreas, und heirathe.“

„Und ich heirathe mit, Mutter, wir heirathen

Alle," sagt Peter. „Aber erst wollen wir essen und dann das Haus besehen.“

Der Wunsch der guten Mutter, so herzlich er gemeint ist, entlockt mir einen tiefen Seufzer. Um der trüben Gedanken mich zu erwehren, biet' ich mich ihr als Führer an durch's Haus, das sie unvergleichlich findet. Peter sucht sich ein Zimmer aus und ich wähle mir dasjenige, das die weiteste und wechselvollste Aussicht in die herrliche Umgegend darbietet. Es ist zu spät, um die Milchammer, den Taubenschlag, die Waschküche und den Garten in Augenschein zu nehmen; das bleibt also bis morgen früh. Inzwischen hat Franz in einem Saale des Erdgeschosses das Abendessen angerichtet, das wir uns trefflich schmecken lassen. Dann begeben wir uns zur Ruhe in jener behaglichen Stimmung, in die eine heinliche Wohnung immer versetzt.

Den folgenden Morgen besichtigen wir das ganze Haus bis in die kleinsten Theile. Als gute Haushälterin freut sich die Mutter unendlich am Backofen, Backtroge, der Milchammer, Waschküche, Holzlege, und wie die Herrlichkeiten sonst noch heißen mögen, wofür nur das Weib den rechten Sinn hat. Draußen im Freien bewundert die Mutter vor Allem das Getreidefeld, während Peter sich an den schönen Fruchtbäumen labt, womit der Garten bedeckt ist. Der Eigenthümer zeigt immer große Lust, überall Verbesserungen anzubringen. Hier ist Das nicht recht, dort Jenes nicht. So haben denn Peter und ich die Hände voll zu thun: wir graben die Beete um, hacken,

pfropfen, beschneiden die Bäume, pflügen u. s. w. Der alte Franz brummt Etwas in den Bart, aber wir hören ihn nicht. Darüber vergehen sechs Wochen, und noch habe ich keine Sekunde Langeweile empfunden. Wenn ich genug gezeichnet und gemalt habe, dann greife ich zum Grabscheit und bestelle unser Gütchen.

Adolphins Bild verläßt mich nie, aber ich fühle, um ganz glücklich zu sein, muß ich sie hier in Berlin haben und nicht zu ihr nach Paris zurückkehren.

Von meiner guten Freundin sind Nachrichten eingelaufen, aber nicht von Lucilien. So weiß ich denn keine Sylbe, wie es im Hotel aussieht und hergeht. Ueber die Zeit meiner Abreise von hier ist noch nichts bestimmt. Wenn es vom Willen der guten Mutter abhinge, so käme ich nie wieder nach Paris zurück. Wie oft sagt sie: Andreas, du bist reich, bist unabhängig, warum bleibst du nicht bei mir?

Endlich trifft der langesohnte Brief Luciliens ein. Ich weiß selbst nicht warum, aber die Hand zittert mir, als ich das Schreiben öffne, und doch habe ich Nachrichten über Adolphen zu erwarten.

Ich durchlaufe flüchtig die erste Seite. . . Schwüre ewiger Treue und Anhänglichkeit, und nichts als Schwüre. . . Lucilie, du vergiffest, daß ich kein Kind mehr bin! Aha, da kommt Etwas über's Hotel.

Der junge Marquis ist zurück. Er hält sich jetzt mehr zu Haus und gibt sich mehr Mühe um seine Cousine. Fräulein Adolphine wird mit jedem Tage

hübscher. Allem Anscheine nach wirbt der Marquis um die Hand seiner Cousine.

Er wirbt um sie! Ich lasse den Brief fallen, das Wort schneidet mir in's Herz. Wär's möglich, Adolphine den Marquis heirathen? O, ich Elender, konnte ich das nicht voraussehen! Mußte es nicht so kommen? Hatte ich nicht eine Ahnung davon? Und doch, nein! Wie sie bei unserer letzten Unterredung über ihn sprach, kann sie ihn nicht lieben. O nein!

Der Kopf schwindelt mir. Das einzige Mittel, die Heirath Adolphinens mit dem jungen Marquis zu hintertreiben, ist, daß ich mich ihr persönlich zeige. Schnell eile ich zur Mutter, ihr meine Abreise nach Paris anzukündigen.

„Was, Andreas, so plötzlich fort? Heute Morgen dachtest Du nicht daran!“

„Ich habe Nachrichten bekommen, die mich zur schleunigen Abreise zwingen.“

„Gewiß keine guten, Andreas! Mein Gott, wie blaß und verstört Du bist! .. sprich, was hast Du?“

„Nichts, liebe Mutter, Nichts, aber ich muß morgen fort.“

„Morgen schon?“

„Ja, morgen. Geh' in den Flecken, Peter, wo wir unsern Wagen ließen und bestelle Postpferde auf morgen früh.“

„Wie Du willst, Bruder.“

„Wenn Du lieber bei der Mutter bleibst, so bleib', Du hast Nichts in Paris zu thun.“

„O, Bruder, ich habe wahrlich Nichts gegen die Reise nach Paris. Es fährt sich so hübsch im Postwagen.“

„Ja, geh' nur mit Andreas, Peter,“ sagt die Mutter, „es ist mir ein großer Trost, wenn ich Dich bei ihm weiß. Der arme Andreas hat den Kopf so voll!“

Peter rennt wie besessen davon. Inzwischen packe ich unsere Sachen, dabei sieht mich die gute Mutter prüfend an, als wolle sie meine geheimsten Gedanken errathen.

„Andreas,“ sagt sie endlich, „Du hast Kummer, sage mir, was drückt Dich?“

Ich kann nicht antworten, aber ich nehme ihre Hände und drücke sie zärtlich an mein Herz. Mein Stillschweigen ist fast ein Geständniß.

„Bei all' Deinem Reichthum, Andreas, bist Du nicht glücklich,“ hebt die Mutter von Neuem an. „Lieber wollte ich, ich wäre noch in unserer alten Wohnung und sähe Dich in Deinem schlichten Kittel einhergehen und guten Muthes Deine Wassersuppe essen, wie ehemals. Ach, Du kehrest jetzt nach Paris zurück, Du willst nicht bei Deiner Mutter bleiben. Aber wenn Deine Schmerzen nicht vergehen, o, so komm' baldigst zurück. Ich will Dich trösten, Kind, oder mit Dir weinen!“

Ich suche ihr die Unruhe auszureden, kann aber meine Sehnsucht nach Paris nicht verheimlichen. Endlich ist der Augenblick des Abschiedes da. Ich empfehle dem alten Franz unser kleines Gut, dann

scheiden wir unter heißen Thränen von der guten Mutter. Bald darauf haben wir unsern Wagen erreicht und sagen unserer Heimath zum zweiten Male Lebewohl.

Fünftes Kapitel.

Die Zusammenkunft. — Das Duell. — Keine Hoffnung mehr.

Das Versprechen eines guten Trinkgeldes treibt die Postillone zu größtmöglicher Eile. Wir fliegen dahin, daß die Funken sprühen. Peter sucht nach Kräften mich zu zerstreuen, aber ich höre nicht auf ihn: ich träume nur von Adolphinen und dem jungen Marquis. Die Sehnsucht nach Paris läßt mir keine Ruhe, und doch weiß ich nicht, was ich dort will; Alles geht mir im Kopf durch einander.

Endlich kommen wir in Paris an. Obgleich es nahe bei zehn Uhr Abends ist, muß ich mit Lucilie reden. Ich lasse Peter zu Hause und gehe in's Hotel; der arme Schelm ist noch ganz betäubt von der Eile, womit wir gereist sind.

Der Portier kennt mich, so komme ich leicht in's Haus. Die Fenster sind hell erleuchtet: gewiß hat die Frau Gräfin Gesellschaft. Mit klopfendem Herzen steige ich die Treppe hinauf, die zu Luciliens Wohnung führt; auf der Mitte derselben begegnen

wir uns. Als sie mich erblickt, stößt sie einen lauten Schrei aus.

„Still, Lucilie, ich bitte Sie. Man darf nicht wissen, daß ich im Hotel bin.“

„Mein Gott, wie bin ich erschrocken! Ich glaubte ihn in Savoyen, und da steht er vor mir, lebhaftig. Willkommen, Andreas, willkommen!“

„Geh'n wir in Ihre Kammer, Lucilie, da können wir ungestört plaudern.“

„Gern, Andreas, recht gern... der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren... diesmal sollen Sie nicht sagen, daß ich bei dem kleinen Engländer englisch gelernt habe; der kleine Dummkopf hat für Nichts Sinn als für Essen und Trinken.“

Während Lucilie die Kerzen anzündet, werfe ich mich in ihren Armstuhl. Als sie auf mich zukommt und mir einen Kuß geben will, sieht sie meine Verwirrung, meine Blässe.

„Was haben Sie denn, Andreas?“ ruft sie. „Leiden Sie?“

„Ja, Lucilie, ich leide.“

„Sind Sie ermüdet von der Reise?“

„Nein.“

„Ist Ihre Mutter krank?“

„Gott sei Dank, nein! Ich habe sie gesund und glücklich verlassen.“

„Aber warum denn so blaß, so verstört? Ich muß es wissen, ich meine es gut mit Ihnen.“

Dabei sieht sie mich theilnehmend ängstlich an. Nach einer langen Pause stottere ich endlich:

„Ist es wahr, daß ... Fräulein ... Adolphine ... ihren Cousin ... heirathen soll?“

„Ist's möglich?“ ruft sie erstaunt und läßt die Arme sinken. „Mein Gott, wer hätte das gedacht!“

„Antworten Sie, Lucilie, ich bitte, ich beschwöre Sie!“

„Ist's möglich, Andreas? Sie lieben Fräulein Adol ...“

„Still, Lucilie, wenn man uns hörte ...“

„Der Arme! Ja, er liebt sie. Also daher Ihre Traurigkeit? daher Ihre Blässe? O, ich Thörin, das hätte ich errathen können! Wo hatte ich denn meine Augen! Armer Andreas! Aber nicht wahr, Andreas, Sie behalten mich immer lieb ... etwas lieb?“

„Ja, gute Lucilie, ja, immer! Nur kein Wort davon gesagt.“

„Was denken Sie von mir, Andreas? Das Weib ist tausendmal verschwiegener als der Mann, wenn sie verschwiegen sein will, verstanden?“

„Und Fräulein Adolphinens Heirath?“

„Ist noch im weiten Felde, Andreas. Bloß der Herr Marquis und der Herr Graf sprechen davon.“

„Genug, wenn die es wollen!“

„Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein haben auch ihren Willen, Andreas. Aber gesetzt, die Heirath wäre Nichts, was dürfen Sie hoffen, Andreas?“

„Nichts, ich weiß es, Nichts!“

„Welche Thorheit also, die zu lieben, die man nicht bekommen kann.“

„Ach, Lucilie, wer ist Herr seines Herzens?“

„Meiner Seel', er hat recht, der Andreas! Niemand ist Herr seines Herzens! Und warum ließ man Sie mit dem Fräulein spielen und singen und zeichnen und malen? Es sind ja Kinder, sagten sie. Aber, mein Gott, Kinder denken auch und haben auch ihr Theilchen Bosheit, und dabei war er so heißblütig, der Andreas ...“

„Lucilie, liebe Lucilie, einen Gefallen, nur einen!“

„Und der wäre?“

„Ich weiß, ich soll Fräulein Adolphinen nicht mehr sehen; aber ehe ich ganz scheide, möchte ich ihr Lebewohl sagen.“

„Lebewohl? Und mir auch, Andreas?“

„Nein, Lucilie, wir können uns sehen nach wie vor, wenn auch nicht im Hotel.“

„Sie thun recht, Andreas: ‚nicht mehr gesehen, nicht mehr geliebt!‘ Glauben Sie mir, es kommt die Zeit, wo Sie mir Recht geben. Bei den Männern heißt's: ‚aus den Augen, aus dem Sinn!‘ bei uns Weibern ist das anders, denn unser Herz ist anders als das Eure.“

„Aber Ihre Antwort, Lucilie?“

„Aber was kann ich dazu thun, Andreas?“

„Nichts weiter, als ihr sagen, daß ich wieder da bin, daß ich sie sehen, mit ihr reden möchte ... allein ... nur einen Augenblick! Und wenn sie einwilligt, so sagen Sie mir, Lucilie, wenn Madame in ihrem Cabinet liest, dann arbeitet Adolphine allein im kleinen Salon ... und dann, o dann kann ich mit ihr

reden . . . nur einen Augenblick! weiter will ich Nichts.
Was antworten Sie darauf, Lucilie?"

"Ich will thun, was ich thun kann . . . hören Sie: morgen, während des Frühstücks, will ich das Fräulein von Ihrem Wunsch in Kenntniß setzen, dann kommen Sie auf mein Zimmer und warten hier, bis ich Ihnen Nachricht bringe."

"O, wie gut Sie sind, Lucilie!"

"Eben so gut als Sie böse. Trotz Ihrer Untreue lieb' ich Sie, Andreas, werde Sie immer lieben; ich möchte Sie recht glücklich wissen."

"Glücklich? Nie, Lucilie, nie!"

"Reden Sie nicht so, Andreas, das thut mir in der Seele weh. Wenn ich Gräfin wäre, ich nähme Sie gleich, auf der Stelle!"

"Adieu, Lucilie, Adieu! Auf morgen . . . vergessen Sie nicht."

"Zählen Sie auf mich . . . Adieu, Andreas!"

Ich komme nach Haus zurück. Peter schläft schon tief. Glücklicher Peter! Du hast keine Sorgen, keine Qualen, keine Unruhe! und doch bin ich der Glückliche in den Augen der Welt. Ich habe Freunde und Beschützer in der Welt gefunden, sie haben mich erzogen und herangebildet, ich stehe jetzt unabhängig da durch die reiche Erbschaft, während der Bruder, den das Schicksal ungestört seinen Weg gehen ließ, geblieben ist, was er war, und nicht einmal seinen Namen schreiben kann. Dafür flieht mich der Schlaf, der den Bruder erquickt! So entschädigt die Natur immer ihre Kinder.

Mit Frühestem bin ich wieder auf. Ich zähle die Stunden bis zur Zusammenkunft mit Adolphen. Vor neun Uhr Morgens darf ich mich nicht sehen lassen im Hotel. Was anfangen bis dahin? Ich will zu Bernhard und Nanette, vielleicht gelingt es ihnen, mich zu zerstreuen. Peter schläft noch. Schlafe noch, so lange du magst, von den Ermüdungen der Reise. Der Glückliche der, er weiß nichts von den Aengsten der Liebe!

Bernhard ist schon beim Frühstück mit Nanette. Ihr lauter Freudenschrei verkündet dem Vater meine Nähe. O wie viel haben wir uns zu fragen und zu antworten! Nanette hört mich entzückt an; sie möchte keine Sylbe von meiner Erzählung verlieren, während mich Bernhard wiederholt auf die Schulter klopft und ruft: „Du bist ein guter Sohn, Andreas, das sieht man an dem Ankauf des Hauses ... Tausend, da muß sie wie eine Prinzessin leben, die gute Mutter! Bald zieh' ich mich vom Geschäft zurück, dann will ich sie in Savoyen besuchen.“

Bei Bernhard ist mir die Zeit rascher vergangen. Schon höre ich neun Uhr schlagen. Ich verabschiede mich von meinen Freunden und eile zu Lucilien, die ich noch in ihrer Kammer finde.

„Schon so früh!“ sagt sie. „Noch ist es nicht Zeit, mit dem Fräulein zu reden. Inzwischen wollen wir frühstücken. Wollen Sie Plumpudding, Andreas? den hat mir der kleine Engländer gebracht, ich mag das Zeug nicht; bis dahin ist der Kaffee fertig.“

„Ich danke für Alles, Lucilie.“

„Man muß immer essen, wenn man verliebt ist, Andreas. Sie dürfen nicht glauben, interessanter zu werden, weil Sie Nichts essen; das ist ein thörichter Glaube das, mein Herr!“

Alles Weigern hilft Nichts. Während sie das Frühstück in Bereitschaft setzt, treib' ich sie ein über's andere Mal, zu Adolphinen hinunter zu gehen. Endlich geht sie... Gott, welche Antwort mag sie zurückbringen? Wird sie einwilligen? Und was sage ich ihr dann? Schon ist eine tödtliche halbe Stunde verflossen und noch keine Nachricht. Endlich kommt Lucilie.

„Das hat lange gedauert!“ rufe ich ihr zu.

„Man findet nicht gleich Gelegenheit zu einem Tête-à-Tête mit dem Fräulein.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Erst war Madame bei dem Fräulein. Als sie fortging, habe ich ihr gemeldet, daß Sie zurückgekehrt seien, worüber sie höchst erfreut schien.“

„Erfreut? wirklich, Lucilie?“

„Ja, Herr, ja... als ich ihr aber sagte, daß sie auf meinem Zimmer seien und sie nur einen Augenblick zu sehen wünschten, da fragte sie, warum Sie nicht herunterkämen und in Gegenwart von Madame mit ihr sprächen? Ich wußte Nichts zu antworten... sagte, Sie müßten gewiß ein Geheimniß haben. Sie wurde roth und sagte dann, sie wolle im kleinen Saal arbeiten, was so viel heißt als sie willige in Ihre Bitte.“

„Welch' Glück, Lucilie!“

„Ich will Acht geben, wenn Madame auf ihr Zimmer geht; kommt Madame zufällig in den kleinen Saal und findet Sie bei ihrer Tochter, so geben Sie sich den Anschein, als seien Sie eben gekommen, ihr einen Besuch zu machen. Nicht wahr, ich bin gut, gütiger als Sie's verdienen! Ich will jetzt hinunter und Sie rufen, wenn das Fräulein allein ist.“

Ich soll also Adolphenen ohne Zeugen sehen und sprechen. O, wenn meine Wohlthäterin die Kühnheit wüßte! Aber Adolphine muß wissen, ehe ich sie auf immer verlasse, daß ihr Bild unauslöschlich in meinem Herzen fortlebt und nie eine Andere darin herrschen wird.

Wer beschreibt meine Empfindungen, als Lucilie wieder in's Zimmer tritt und mir winkt, hinunter zu gehen. Noch jetzt weiß ich nicht, wie ich in den Saal gekommen bin, doch höre ich, wie Lucilie mir in's Ohr flüstert:

„Ich will husten, wenn Madame zurückkommt.“

Ich öffne die Thüre und stehe vor — Adolphenen.

„Sie wieder da, Andreas!“ sagt sie lächelnd. „Und Sie wollen mich allein sprechen? Haben Sie Kummer, den Sie meiner Mutter nicht anvertrauen mögen?“

„Nein, Fräulein Adolphine, aber ... ich wünschte Ihnen Lebewohl zu sagen, ehe ich auf immer scheide.“

„Was? Eben erst von Savoyen zurückgekehrt, denken Sie schon wieder an die Abreise?“

„Was soll ich in Paris? Darf ich ja Sie nicht mehr sehen! Man sagt, Sie heirathen.“

„Ich heirathe? Wer sagt Ihnen das, Andreas?“

„Ihr Herr Cousin macht Ihnen beständig den Hof, Fräulein Adolphine, und das ist natürlich: er liebt sie. Wer kann Sie sehen, ohne Sie zu lieben ... und gewiß lieben Sie auch ihn.“

Sie antwortet Nichts, aber sieht mich so zärtlich an, daß ich es wage, ihre Hand in die meinige zu nehmen und sie zu drücken.

„Ich wünsche Nichts inniger als Ihr Glück, Frau ... lein ... Adolphine,“ flotterte ich nothdürftig.

„Aber ich habe nicht den Muth, Zeuge desselben zu sein ... ach, Niemand wird mich beklagen, und doch ist Schmerz und Kummer von jetzt an mein Theil!“

Andreas, warum das? Warum so unglücklich?“

„Weil ich im Stillen leiden muß, Fräulein, und doch würde ich weniger unglücklich von Ihnen scheiden, wenn ich wüßte, daß Sie mir einige Theilnahme schenken ... daß Sie mir meine Liebe zu ... Ihnen ... verzeihen.“

„Ihnen verzeihen? Ist Ihre Liebe zu mir ein Verbrechen? Sind wir nicht zusammen erzogen? Waren Sie nicht der Gespieler meiner frohen Kinderjahre? Auch ich liebe Sie, Andreas ... und finde nichts Böses darin!“

„Sie lieben mich, Fräulein Adolphine? mich? O, dann ist mein Glück ohne Grenzen. Dieß Eine Wort heilt alle meine Leiden, dieser Eine Augenblick stärkt mich für ein Jahrtausend von Schmerzen!“

Ich stürze vor ihr auf's Knie, nehme ihre Hand und drücke sie an mein Herz. Sie blickt auf mich nieder, ihre Thränen fließen. . . o, wie süß sind mir die Thränen, die sie aus Theilnahme für mich vergießt! . . . In dieser Lage dachten wir nicht daran, daß die Zeit enteilt. Plötzlich weckt uns ein Schrei in unserer Nähe: ich sehe mich um . . . Gott! . . . wir haben einen Zeugen gehabt, und wen? — den Grafen!

Adolphine bleibt wie vom Blitz getroffen stehen und zittert an allen Gliedern, während ich, meiner Sinne kaum mächtig, aufspringe und einige Schritte zurücktrete. Herr von Franconard hat sich in einen Sessel geworfen, sprachlos vor Zorn. Endlich stottert er heraus und macht dabei eine drohende Geste nach der andern:

„Elender Verführer! wache oder träume ich? Ein Savoyarde zu den Füßen meiner Tochter? Ein Habenicht's, den wir aus Gnade und Barmherzigkeit aufzogen, der wagt es, die Hand von Fräulein von Franconard zu erfassen? . . . Ich ersticke. . . o, meine Gicht rührt sich wieder, meine Gicht!“

Auf den Schrei des Grafen sind der Marquis von der einen Seite und die Frau Gräfin von der andern herbeigeeilt.

„Was gibt es, mein Herr?“ fragt meine Wohlthäterin. „Andreas hier . . . Adolphine zittert . . . was hat das zu bedeuten?“

„Was das zu bedeuten hat? Bei Gott, Madame, es war die höchste Zeit, daß ich kam. Ich gratulire

Ihnen zu Ihrem Andreas: ich fand ihn eben auf den Knieen vor Ihrer Tochter."

"Auf den Knieen vor meiner Tochter?" wiederholt die Gräfin. „Großer Gott! was haben Sie zu erwiedern, Andreas?"

Ich sehe beschämt nieder, keines Wortes mächtig.

"Der Kerl auf den Knieen vor meiner Cousine!" ruft der Marquis. „Wart', ich will den Elenden züchtigen!"

Damit reißt er dem Grafen den Stock aus der Hand und will mich schlagen: das bringt mich zur Besinnung. Ehe noch die Gräfin dem Marquis ein „Halt" zurufen kann, reiße ich ihm den Stock aus der Hand, zerbreche ihn über's Knie und werfe ihm die Splitter vor die Füße.

Der Marquis zittert vor Wuth, Adolphine erhebt flehend die Arme, der Graf wirft sich im Sessel hin und her, bald roth, bald blau vor Aerger, Lucille winkt mir zu fliehen und die Gräfin tritt gebieterisch zwischen mich und den Marquis.

"Verlassen Sie uns, mein Herr," sagt meine Wohlthäterin in einem Tone, der mir durch Mark und Bein geht, „und zeigen Sie sich nie wieder im Hotel. Ich hätte nimmer gedacht, daß Sie uns Anlaß geben würden zu solchen Widerwärtigkeiten."

Ich bin wie vernichtet und wage nicht, die Augen aufzuschlagen. Als ich aus dem Zimmer fort will, faßt mich der Marquis am Arm und sagt: „Ich hoffe, wir sehen uns wieder."

„Wann Sie wollen, Herr; nur vergessen Sie nicht, daß ich ein Mann bin wie Sie.“

Der Würfel ist gefallen: ich verlasse das Hotel, um es nie wieder zu betreten. Ich fühle, ich verdiene den Vorwurf der Gräfin, aber die Versicherung Adolphinens, daß sie mich liebe, läßt mich alles Andere vergessen.

In unbeschreiblicher Aufregung laufe ich lange in den Straßen auf und ab, ohne zu wissen wohin. Endlich stehe ich vor meiner Wohnung. Der Portier öffnet die Thüre und gibt mir ein Billet, das eben gebracht worden ist. Ich erbreche es und lese:

„Sie sind nur ein Glender, den ich mit Verachtung strafen sollte; dennoch will ich mich zu Ihnen erniedrigen und die Schmach abwaschen, die Sie meiner Cousine angethan haben. Ich erwarte Sie heute Abend sechs Uhr mit Pistolen Eingangs des Gehölzes von Vincennes. Nur mein Jockey begleitet mich.“

Marquis von Therigny.

Also ein Duell . . . ein Duell mit dem Neffen meiner Wohlthäterin! In welche Lage habe ich mich versetzt, ich Unglücklicher! Wenn ich siege, wenn ich ihn vielleicht gar tödte: ist das mein Dank für die unzähligen Wohlthaten, womit mich die Gräfin neun Jahre lang überhäufte? Wie lohne ich ihr dafür? Indem ich meine Blicke zu ihrer Tochter erhebe, streue ich den Samen der Zwietracht unter sie und morde den künftigen Gatten ihrer Tochter. Ja, ich fühle mein Unrecht, ich fühle es tief, aber ich kann den Zweikampf nicht ausschlagen: mein einziger Wunsch

ist, daß ich unterliege, daß ich auf dem Wahlplatze bleibe. . . . aber wer soll dann die Mutter trösten?

Ich gehe hinauf. Peter wundert sich, seit gestern Abend mich nicht gesehen zu haben.

„Peter,“ sage ich, ihn zärtlich umarmend, „eine wichtige Angelegenheit ruft mich um sechs Uhr Abends fort. Komme ich heute Abend nicht zurück, so verführe Du über mein gesamntes Eigenthum; nur versprich mir, daß Du dann Paris verlassen und die gute Mutter trösten willst.“

„Nein, Andreas, ich kehre nicht ohne Dich nach Savoyen zurück: die Mutter hat mir auf die Seele gebunden, Dich überall hin zu begleiten und zu zerstreuen. Du bist traurig heute: komm' mit zu Papa Bernhard, Mamsell Nanette wird Dich erheitern; sie liebt Dich und Du liebst sie. Oder wärst Du in eine Andere verliebt?“

„Geh' ohne mich, Peter, ich hole Dich heute Abend ab.“

„Wie Du willst, Bruder.“

Peter umarmt mich und läuft fort. Wie trübe die Gedanken auch sind, die mich bestürmen, seit ich allein bin: das liebe Bild Adolphins verschleicht sie alle. Ich glaube mich noch immer zu ihren Füßen. Ja, ich scheue mich nicht, es zu sagen, sogar meine Leiden sind mit einer Süßigkeit gewürzt, die ich um keinen Preis der Welt austauschen möchte gegen ein Glück, das ich auf Unkosten von Adolphins Liebe gewinnen könnte.

Unter den Träumen der Liebe verfließt die Zeit!

schnell. Meine Uhr weist schon ein Viertel auf sechs Uhr und noch bin ich zu Hause. Es ist die höchste Zeit. Ich stecke die Pistolen bei, die Herrn Dermilly gehörten — würde er mich wohl wie seinen Sohn behandelt haben, wenn er gewußt hätte, daß ich seine Waffen gegen einen Verwandten Carolinens kehrte? — und eile zum Hause hinaus.

„Zehn Franken, wenn ich einige Minuten vor sechs Uhr Eingangs des Gehölzes von Vincennes bin,“ rufe ich dem Kutscher zu.

Für zehn Franken schon! kein Kutscher seine Pferde: er bringt mich zu rechter Zeit an Ort und Stelle. Ich sehe um mich, aber kein Marquis ist zu schauen.

„Warte hier,“ sage ich dem Kutscher, „ich könnte Dich brauchen.“

„Ich verstehe, Herr! Zählen Sie auf mich, ich bin der Mutus unter den Kutschern.“

Nach längerem Warten sehe ich endlich den Vis-à-vis des Marquis heranzufahren. Er springt in meiner Nähe behende aus dem Wagen und winkt dem Jockey, beim Pferde zu bleiben. Dann gehen wir zusammen etwas ab von den Gefährten in das Dickicht des Waldes. Bald sind wir weit genug und entfernen uns dann auf ungefähr fünfzehn Schritte von einander.

„Ich glaube,“ sagt er höhnisch lächelnd, „der erste Schuß ist an mir.“

„Ja, Herr, ich glaube es auch.“

Der Marquis ladet sein Pistol, zielt und drückt los: die Kugel fliegt dicht an mir vorüber.

„An Ihnen,“ sagt er kalt. „Ich bin heute ungeschickt.“

Ich weiß nicht, was ich thun soll... ich besinne mich, ich schwanke.

„Schießen Sie,“ ruft er mir zu, „oder ich glaube, daß Sie sich fürchten, von Neuem anzufangen.“

Die Worte bringen mich zur Entscheidung: ich richte die Waffe, fast ohne meinen Gegner zu sehen. Der Schuß geht los... ich Unglücklicher!... der Marquis stürzt zusammen. Das Blut strömt aus einer Wunde in der rechten Seite.

„Hat Nichts zu sagen,“ ruft er. „Der Wagen soll kommen... helfen Sie mir einsteigen... ich will schon bis nach Hause kommen.“

Wir helfen dem Marquis in den Wagen, der Jockey nimmt seinen Sitz ein, treibt die Pferde an und davon fliegen sie. In Verzweiflung über meinen Sieg, der mir als eine neue Schranke erscheint zwischen Adolphine und mir, gehe ich auf meinen Wagen zu, der noch an derselben Stelle hält. Der Kutscher muß mich fast hineinheben, so gedankenlos bin ich. Noch immer glaube ich den blutenden Marquis vor mir zu sehen. Wenn er stirbt! Könnte ich mir je seinen Tod verzeihen?

„Wohin, Herr?“

„Nach Paris.“

„Paris ist groß, Herr! Wohin befehlen Sie?“

„Dahin... o meine Mutter! wüßtest Du, daß ich Menschenblut vergossen habe, Du würdest es nicht glauben!“

„Es scheint, Herr, Ihr Gegner hat die Kugel attrapirt.“

„Er ist bloß verwundet, ich hoffe...“

„Nur nicht ängstlich, Herr! Lassen wir den Chirurgus sorgen... fort, Cocotte. Aber wohin, Herr?“

„Zum Bernhard.“

„Es giebt viele Bernhard in Paris, Herr! Meinen Sie den Traiteur?“

„Fahrt in die alte Tempelstraße. Ich will schon rufen, wenn Ihr halten sollt.“

Ich will mich bei meinem alten Freunde Rath's erholen, was zu thun ist. Hätte ich das nur eher gethan, dann wäre das Duell unterblieben. Ich vergesse jetzt, daß der Marquis Adolphinen liebt... und sollte er auch ihr Gemahl werden, ich wünsche, seine Wunde möge nicht tödtlich sein.

Vor Bernhards Hause steige ich aus. Nanette ist allein. Als sie mich sieht, fliegt sie in meine Arme und weint laut.

„Was hast Du denn?“ frage ich.

„Peter sagte uns, daß Du ganz verstört gewesen bist und von ewigem Abschied gesprochen hast. O mein Gott, was hab' ich um Dich ausgestanden, Andreas! Vater und Peter suchen Dich. Gottlob, daß ich Dich wieder habe. Aber sage, woher kommst Du? Warum machst Du uns solche Unruhe? Wie blaß Du bist! Soll ich Dich nie wieder heiter und glücklich sehen?“

„Nein, liebe Schwester, nie mehr! Für mich gibt's kein Glück mehr.“

„Kein Glück mehr, Andreas? O, sprich nicht so,

Andreas, das thut mir in die Seele weh . . . aber was ist Dir schon wieder begegnet, sprich?"

"Ich habe mich geschossen."

"Geschossen? . . . Mein Gott! . . . Du? . . . So sanft, so gut . . . o, wenn man Dich getödtet hätte!"

Nanette nimmt meine Hände: sie will sehen, ob ich verwundet bin; dann betrachtet sie mich athemlos von Kopf bis Fuß.

"Und mit wem, Andreas?" fragt sie.

"Mit dem jungen Marquis von Therigny."

"Mit dem Neffen der Frau Gräfin? O, wenn Du ihn getödtet hättest!"

"Nein, Nanette, er ist bloß verwundet, doch hoffe ich . . ."

"Sich zu schießen! und Du, Andreas!"

"Wüßtest Du, Nanette, wie er mich behandelt hat."

"Ach, ich errathe Alles. Gewiß hat er seiner Cousine den Hof gemacht; Du liebst sie, ich weiß es . . . um Adolphine habt Ihr Euch geschlagen, nicht wahr?"

"Wer sagt Dir, Nanette, daß ich Adolphine liebe?"

"O, Andreas, das habe ich längst, längst geahnt," antwortet Nanette und hält die Schürze vor die Augen. "Ach, das weiß ich schon lange!"

Also meine Liebe zu Adolphinen ist kein Geheimniß mehr! O Liebe, wie ungeschickt bist du im Verheimlichen! Jetzt darf ich wenigstens meinem Herzen Luft machen vor der Schwester. Gottlob!

"Du hast recht gesehen, Nanette!" sage ich, ihre Hand ergreifend. "Ja, ich liebe Adolphine, ich bete

sie an. Diese Leidenschaft ist die Ursache meines Kummer's; vergebens kämpfe ich dagegen: meine Vernunft ist schwächer als mein Herz. O, Nanette, wie unglücklich bin ich!"

"Ich dachte mir, daß es so kommen würde, als man Dir die alten Kleider aus- und die neuen anzog. Würst Du geblieben, was Du warst, Du würdest nie Deine Blicke zu der Tochter einer Gräfin erheben haben, und vielleicht könnten wir . . . jetzt recht . . . recht glücklich und zufrieden sein . . . man wollte mich nicht hören, leider!"

Heiße Thränen fließen aus ihren Augen. Gute Schwester, wie innig Du theilnimmst an mir!

"Und weiß Fräulein Adolphine, daß Du sie liebst?" fragt Nanette nach einer langen Pause.

"Erst heute habe ich ihr meine Liebe gestanden."

"Und was hat sie gesagt? O, gewiß theilt sie Deine Liebe! Aber was hilft das, Andreas? Du kannst sie doch nicht heirathen. Vergiß sie, Andreas, vergiß sie."

"Nie, Nanette, nie!"

"O mein Gott!"

Ein kalter Fieberschauer, die Folge der gewaltigen Anstrengungen dieses Tages, überläuft mich. Ich zittere an allen Gliedern, die Zähne klappern mir im Munde. Ich will nach Hause, aber Nanette läßt mich nicht allein fort.

"Ich wache bei Dir, Andreas. Vater wird Nichts dagegen haben; Du hast Niemand, der Dich pflegen könnte, als mich. Nein, ich verlasse Dich nicht. Wenn

ich Dich langweile, kannst Du mir von Deiner Liebe, Deiner . . . Adolphine erzählen und ich will Dich anhören."

Nanette holt eiligst Tuch und Hut. Dann gehen wir fort. Ich muß mich auf Nanette stützen, so zittern mir die Kniee; endlich kommen wir an. Bernhard und Peter treffen wir in meiner Wohnung. Man denke sich ihren Schreck über meinen Zustand. Kaum vermag ich den Namen des Marquis zu flöttern und sie zu bitten, nach seinem Befinden sich erkundigen zu lassen.

Sie bringen mich in's Bett. Nur undeutlich sehe und höre ich, was um mich vorgeht. Bald darauf stellt ein heftiges Delirium sich ein; ich kenne meine Freunde nicht mehr.

In diesem Zustande befinde ich mich lange. Endlich öffne ich die Augen wieder; die Besinnung kehrt mir zurück. Die Erste, die ich erkenne, ist Nanette, an den Füßen meines Bettes sitzend. Mit schwacher Stimme rufe ich ihren Namen.

"O, er erkennt mich wieder!" ruft Nanette. "Gottlob, er ist uns wieder geschenkt!"

"Liebe Schwester, Du wachtest bei mir?"

"Ich habe Dich keinen Augenblick verlassen."

"Wie lange bin ich krank?"

"Seit heute vor achtzehn Tagen. Ach, wir waren recht besorgt um Dich, Andreas. Jetzt bist Du außer Gefahr."

"Und der Marquis?"

"Tröste Dich: seine Wunde ist schon vernarbt!"

„Er lebt! Diese Nachricht kräftigt mich mehr als alle Medicin. Lächelnd sehe ich Nanette an. Gleich darauf eilt Peter hocherfreut an mein Bett, nimmt meine Hand, die ich kaum heben kann, und schlägt ein, daß es laut klatscht.“

„Mein Gott, Peter, was machen Sie?“ sagt Nanette, ihn sanft zurückstoßend. „Wer schlägt einen Kranken so in die Hand!“

„Das macht Nichts, Nanette; im Gegentheil, das heilt ihn. Der gute Andreas! wie freue ich mich, daß er gerettet ist! Meiner Seel', Bruder, Du hast der armen Nanette mehr zu danken als der Kunst Deiner Aerzte: sie ist nicht von Deinem Bette gewichen, achtzehn Tage lang, ohne ein Auge zuzuthun!“

„Schweigt, Peter, Ihr Bruder bedarf der Ruhe.“

„Nein, er muß wissen, daß Sie keinen Bissen Brod aßen und Nichts thaten als weinen und beten... meiner Seel', keinen Mund voll Brod zu essen, den ganzen Tag lang, das halte Einer aus!“

Ich kann ihr nicht antworten, aber ich reiche ihr die Hand, die sie in der ihrigen drückt. Ihre Augen strahlen vor Wonne, sie scheint wie neugeboren. Auch Vater Bernhard kann nicht laut genug seine Freude über meine Genesung ausdrücken. Ob sie wohl im Hotel von meiner Krankheit gehört haben? ob wohl Adolphine sich nach meinem Befinden hat erkundigen lassen? Plötzlich fällt mir ein, daß mir der Zutritt in's Hotel auf immer untersagt ist. Ach, der Gedanke wirft mich in die alte Verzweiflung zurück!

Ich erhole mich nur sehr langsam. Erst nach

fünfzehn Tagen darf ich wieder etwas aufstehen, doch bin ich noch so schwach, daß ich mich auf Nanettens Arm stützen muß. Das läßt sie sich nicht nehmen, die Gute! Während meiner Krankheit habe ich nicht anders vom Hotel gesprochen, als bloß um mich nach dem Befinden des Marquis zu erkundigen, der, wie ich höre, schon lange vollständig geheilt ist. Adolphinens Name ist nicht über meine Lippen gekommen. So oft Nanette mich nachdenklich und träumerisch sieht, unterhält sie mich von den heimatlichen Bergen und der guten Mutter, und das Mittel gelingt ihr eine Zeit lang. Endlich aber kann ich meinen Schmerz nicht mehr verbergen und Luciliens Name entschlüpft mir.

„Ist sie nicht einmal da gewesen?“ frage ich.
 „Hat Niemand im Hotel sich nach mir erkundigen lassen?“

Nanette sieht weg und antwortet mit schluchzender Stimme:

„Ich glaubte, Du wolltest die Personen im Hotel ganz vergessen, Andreas; deshalb verschwieg ich Dir, daß Mamsell Lucilie da gewesen ist.“

„Lucilie ist da gewesen? Was hat sie gesagt, Nanette? sprich!“

„Du denkst also immer noch an die Dinge, die Dich krank machten?“

„Nein, Nanette, nein! Aber ich will wissen, ob die Frau Gräfin noch böse ist auf mich. Der Verlust ihrer Freundschaft würde mich ewig betrüben, Nanette.“

„Ich fürchte, Andreas, Du denkst nicht bloß allein

an die Frau Gräfin, Deine Wohlthäterin. Uebrigens muß Mamsell Lucilie bald wiederkommen; Du bist jetzt weit genug hergestellt, um mit ihr zu sprechen von den Personen, die Du liebst."

Vier Tage nach der eben erzählten Unterredung mit Nanetten kommt die sehnlichst erwartete Lucilie. Sie umarmt mich, küßt mich und gibt ihre Freude über meine Wiederherstellung auf die lebhafteste Weise zu erkennen. Ehe sie Zeit hat, davon anzufangen, habe ich sie schon mit Fragen nach Adolphine, ihrer Mutter und den Ereignissen im Schlosse befüllt. Lucilie läßt sich nicht lange bitten.

"Kaum hatten Sie das Hotel verlassen," hebt sie zu erzählen an, "so wurde der Graf von der Gicht befallen, das Fräulein weinte und Madame schloß sich mit ihrer Tochter ein. Man merkte es der Frau Gräfin an, daß sie viel leiden mußte! Glücklicher Weise erfuhr die Gräfin nicht, daß ich die Hand im Spiel hatte, sonst . . . Der junge Herr Marquis ging unter tausend wüthenden Drohungen fort. Ach, ich zitterte für Sie, Andreas, denn ich kenne die Herren! Als er Abends blutend in's Hotel gebracht und es ruchbar wurde, daß Sie, Andreas, der Thäter seien, da schnob der Herr Graf Feuer und Flammen und die Frau Gräfin verbot, daß je wieder Ihr Name im Hotel genannt werde."

"O, meine Wohlthäterin, so habe ich denn auf immer ihre Freundschaft verscherzt! Vielleicht straft sie mich gar mit Verachtung! Das ist mehr, als ich aushalten kann!"

„Dennoch bin ich überzeugt, Andreas, daß sie im Grunde ihres Herzens Sie noch immer liebt; sie wird Ihnen bald verzeihen haben.“

„Nie, Lucilie, nie! Aber Adolphine... reden Sie?“

„Fräulein Adolphine ist sehr betrübt. Ich glaube, sie weint oft im Stillen. Indes weicht ihr Cousin nicht von ihrer Seite und sucht sie auf jede mögliche Weise zu erheitern.“

„Genug, Lucilie, genug! Ich danke Ihnen.“

„Nur Muth, Andreas. Wer verzagt in seinem zwanzigsten Jahre? In diesem Alter vergift man leicht.“

„Am schwersten, Lucilie, am schwersten, glauben Sie mir.“

„Aber ein schmucker Herr wie Sie, der darf und soll nicht verzagen, das sag' ich, verstanden? Jetzt Adieu, Andreas, ich komme recht bald wieder, so oft ich kann.“

Mitten in die Nacht meines Kammers fällt noch immer ein Hoffnungsstrahl, ausgehend von jener Unterredung, die von so unseligen Folgen begleitet war.

„Adolphine weiß, daß ich sie liebe,“ sage ich mir, „und das Geständniß meiner Liebe hat sie nicht erzürnt.“

Endlich bin ich so weit hergestellt, daß ich ausgehen darf; doch fliehe ich das Hotel. Nanette ist wieder bei ihrem Vater, seit ich die Krankheit überstanden habe. Wir sind oft zusammen ausgegangen Arm in Arm. In ihrer Nähe ist mir so wohl; sie weiß sich in mich zu finden und läßt mich ungestört meinen Gedanken nachhängen, während Peter, so

oft er mit mir ausgeht, mich erheitern und belustigen zu müssen glaubt. Oft thue ich ihm den Gefallen und lache, aber die Fröhlichkeit kommt nicht aus dem Herzen; das Weinen ist mir oft viel näher.

Schon sind drei Monate vergangen seit meiner Krankheit. Da ich nicht mehr von Adolphine spreche, so hofft Nanette, ich werde sie allmählig ganz vergessen. Aber im Innern meiner Brust greift die Flamme immer weiter um sich! So oft ich ausgehe, möchte ich in's Hotel, und nur mit Mühe halte ich mich davon zurück. Ich fühle, daß ich nicht mehr leben kann ohne Nachrichten von Adolphine, und Lucilie kommt nicht wieder. Was hat das zu bedeuten? Hat sie ihren Andreas vergessen?

Endlich widerstehe ich der Versuchung nicht länger. Eines Abends, als ich von Bernhard und Nanette komme, lenke ich meine Schritte dem Hotel zu, getrieben von Gott weiß welcher trüben Vorahnung. Es ist mir, als stehe meinem Gesichte eine totale Veränderung bevor. Ich beflügle meine Schritte, ich bin fast außer Athem. Endlich sehe ich das Haus, wo ich acht Jahre meines Lebens zubrachte. Aber welch' ein Glanz, welch' ein Schimmer! Die ganze Fassade des Hotels strahlt im Glanze von tausend Kerzen, und welche Bewegung drinnen! Was hat das zu bedeuten? Gewiß haben sie Ball oder Tanz oder sonst eine Lustbarkeit, deren schönste Zierde — Adolphine heißt.

Ich nähere mich dem Hauptthor, das offen steht. Der Hof ist gedrängt voll von Equipagen. Ehe ich

mich's versehe, bin ich mitten unter den Kutschern und Bedienten.

„Das geht lustig her,“ sagt der Eine.

„Kein Wunder,“ antwortet ein Anderer, „die Neuvermählte ist jung und schön!“

Die Neuvermählte! Es überläuft mich eiskalt. Von welcher reden sie? wer ist die Neuvermählte? Ich nähere mich der Loge des Portiers und frage ihn mit verstellter Stimme, ob Ball im Hotel sei?

„Ball, Herr? Warum nicht gar! Fräulein Adolphe von Franconard feiert ihre Hochzeit mit ihrem Cousin, dem jungen Marquis von Therigny.“

Ein eiskalter Schauer überläuft mich; mein Kopf schwindelt. Es ist mir, als ziehe mich ein unsichtbarer Arm auf die Steinbank in der Nähe nieder, sonst wäre ich umgefallen. So bleibe ich über eine Stunde sitzen wie ein Besinnungsloser, bis der Schall der Instrumente und das laute Gewoge in den Sälen oben mich endlich aus dem Starrschlafe wecken.

Ich stehe auf und eile meiner Wohnung zu. Dort angekommen, nehme ich etwas Geld aus meinem Sekretär zu mir und schreibe einige Zeilen nieder für meinen Bruder, worin ich ihm mein gesamtes Eigenthum zur Verfügung stelle. Mein Weg führt mich durch Peters Kammer. Wie so friedlich er da liegt in den Armen des Schlafes!

„Schlase fort, Bruder, schlase sanft!“ rufe ich flüsternd. „Sei glücklicher als ich, tröste unsere Mutter, unsere Freunde. Denket recht oft an den armen Andreas! Wie glücklich wäre er jetzt mit Euch, wenn

man ihn seinem Schicksale überlassen hätte! Lebe wohl, Bruder, lebe wohl!"

Ich umarme Peter, ohne ihn zu wecken, schliesse leise die Thüre seiner Kammer, verlasse das Haus und irre mitten in der Nacht, ohne Ziel, ohne Plan, in den Straßen umher, der Last meines Herzeleid es erliegend.

Sechstes Kapitel.

Verschiedene Arten Liebe.

Peter, der mich den Abend zuvor nicht gesehen hat, sucht mich am andern Morgen in meiner Kammer und findet mich nicht. Beunruhigt über mein Ausbleiben erkundigt er sich bei der Thürhüterin — seit unserer Reise nach Savoyen hatte ich meinen Diener entlassen — und hört, daß ich spät nach Haus gekommen und gleich wieder ausgegangen sei. Dann eilt er zu Vater Bernhard, in der Hoffnung, mich dort zu treffen.

Bernhard und Nanette theilen Peters Unruhe.

„Andreas hat uns gestern Abend um zehn Uhr ruhiger als gewöhnlich verlassen," sagt Bernhard.

„Wo mag er sich denn herumtreiben?" fragt Peter. „Er ist gegen Mitternacht heimgekommen und sogleich wieder fortgegangen."

„Wartet nur, wartet," ruft Nanette und holt Tuch und Hut. „Ich kann mir denken, wo er ist. Ich muß

wissen, ob schon wieder was vorgefallen ist. Was thue ich nicht um Andreas willen; müßt' ich auch in das Haus gehen!"

Nanette legt ihre Schürze ab, setzt geschwind ihren Hut auf, wirft das Tuch um und ist im Umsehen verschwunden. Mit beklommenem Herzen eilt sie dem Hotel des Grafen zu. Vor der Hauptthüre des Hotels, die um sieben Uhr Morgens stets noch verschlossen ist, entsinkt ihr der Muth: sie weiß nicht, wie und wornach sie fragen soll. Aber die Angst um Andreas besiegt ihre Schüchternheit: sie läßt den schweren Hammer auf die Thüre fallen, daß es laut tönt.

Sie wartet, sie horcht, aber Niemand regt sich. Sie klopft nochmals und lauter wie das erste Mal. „Mein Andreas,“ denkt sie bei sich, „ist mehr werth als alle die vornehmen Herren da drinnen, und mir ist er hundertmal mehr werth! Was kümmere ich mich um die Scheltworte einiger Lakaien, wenn ich Nachricht erhalten kann über meinen Freund.“

Endlich öffnet sich das weite Thor laut knarrend. Nanette tritt ein und blickt schüchtern um sich.

„Wer klopft denn schon so früh? Wir haben die ganze Nacht kein Auge zugethan. Wer da? Was will man?“ ruft eine Stimme aus der Loge des Thürküters, der Nanette verlegen sich nähert. Sie hat schon daran gedacht, nach Mamsell Lucilie zu fragen, aber sie kann es nicht über's Herz bringen, denn sie kann Lucilien nicht ausstehen. Den Grund dieses Widerwillens wird jede weibliche Leserin sich leicht von selbst denken können.

„Herr,“ redet ihn endlich Nanette an, dem Pö-
genfenster ſich nähernd, wo das mürrische Geſicht des
Portiers hervorguckt, „ich möchte wiſſen, ob Sie
Andreas geſehen haben geſtern Abend.“

„Welchen Andreas? Ich kenne keinen Andreas.“

„Sie müſſen ihn kennen, Herr... den artigen
jungen Herrn, der acht Jahre in dieſem Hotel ge-
wohnt hat.“

„Sie meinen den Savoyarden?“

„Ja, Herr, denſelben.“

„Morbien, der iſt ſchon ein ganzes Jahr nicht
mehr hier... der Teufel ſoll Sie holen, daß Sie um
ſieben Uhr Morgens ſchon das ganze Hotel in Alarm
bringen! Glauben Sie, wir ſind hier in einer Wein-
kneipe? Machen Sie, daß Sie fortkommen, und
ſchließen Sie die Thüre zu.“

Nanette ſchweigt; endlich weint und ſchluchzt ſie.
Der Portier, der ſchon den Kopf zurückgezogen hat,
ſteckt ihn nochmals durch's Fenſter und faßt das junge
Mädchen an, das kaum zwanzig Jahre zählt, wohl-
geſtaltet, friſch und hübsch iſt. Die Thränen, die
ihr aus den ſchönen Augen fallen, machen ſie noch
interessanter. Auch die Portiers ſind für weibliche
Reize nicht unempfindlich; die großen ſchwarzen Au-
gen Nanettens nehmen ihm alle Müdigkeit und er
fragt in ſanfterem Tone:

„Was weint Ihr, Mädchen? Iſt Euer Andreas
Euch untreu geworden? Und doch ſeid Ihr recht artig,
meiner Seel! Aber die junge Welt kennt den Werth
eines ſchönen Schatzes nicht.“

„Ihr irrt Euch, Herr. Ich suche Andreas, weil wir um ihn besorgt sind; wir wissen nicht, wo er sein kann. Da fiel mir ein, er könne gestern Abend hier im Schlosse gewesen sein.“

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Euer Andreas mit zur Hochzeit geladen wurde.“

„Zu welcher Hochzeit, Herr?“

„Zur Hochzeit von Fräulein Adolphine von Francouard und ihrem Cousin, dem Marquis von Therigny.“

„Fräulein Adolphine hat sich verheirathet?“

„Ja, gestern. Kommt Euch das lächerlich vor, Mamsell?“

„Adolphine verheirathet! O, wenn er das erfahren hätte!“

„Was fehlt Euch denn, Mamsellchen? Eben lachtet Ihr und jetzt weint Ihr?“

„Ach, Herr, ich fürchte, daß Andreas . . .“

„Aber halt, ich erinnere mich, daß gestern Nacht zwischen zehn und elf Uhr ein Herr mich fragte, was es hier im Hotel gebe.“

„O, das wird er gewesen sein!“

„Ja, ja, Ihr habt recht: er war's, ich entsinne mich auf sein Gesicht.“

„Und was that er weiter?“

„Meiner Seel, das weiß ich nicht. Ehe ich mich umseh, war er wieder verschwunden hinter den Wagen, die im Hofe dicht gedrängt standen.“

„O, mein armer Andreas! Was mag er gethan haben in der Verzweiflung? Wohin ist er gegangen? O, ich Arme!“

„Mamsell, Mamsell! Sie verlieren Ihr Schnupf-
tuch; geben Sie Acht.“

Nanette ist schon fort; sie eilt zum Vater zurück und erzählt ihm, was sie gehört hat. Bernhard begreift nicht, wie die Nachricht von der Hochzeit Fräulein Adolphinens mich in Verzweiflung habe bringen können, bis ihm Nanette das Geheimniß von meiner Liebe zu Adolphinen anvertraut. Jetzt erst geht ihm ein Licht auf über die Ursache meines geheimen Kummers.

„Ja,“ bekräftigt Peter, „der Bruder war verliebt bis über die Ohren. Er gestand mir einmal, daß der Liebesteufel ihn Nacht und Tag quäle; er sprach nicht, er malte nicht, er sang nicht und, was das Meiste ist, er aß nicht.“

„Wo mag er sein?“ ruft Nanette. „Statt uns Dein Leid zu klagen, Andreas, fliehst Du uns! Himmel, sollte er in der Verzweiflung...“

„Sei ruhig, Nanette! Andreas wird an seine Mutter, seine Freunde denken; er ist keiner solchen That fähig. Gedulde Dich, er wird schon wieder kommen, recht bald. Aber seine Mutter darf nichts davon hören.“

Der Tag vergeht ohne Nachrichten von Andreas. Als Peter das Papier, worin ich ihm mein ganzes Eigenthum vermachte, an Nanette zeigt, geräth sie in Verzweiflung. Vergebens sucht Bernhard sie zu trösten, auch Peter thut sein Möglichstes, aber gleich darauf fängt er zu weinen an, so daß er selbst des Trostes bedarf.

Der folgende Tag vergeht auf dieselbe Weise. Bernhard geht dahin, Nanette und Peter dorthin. Den Abend kehrt Jeder traurig zurück.

„Sollte er verirrt sein?“ sagt Peter. „Unmöglich, er ist zu groß dazu. Vielleicht hat er plötzlich abreisen müssen und er kommt zurück, wenn wir ihn am Wenigsten erwarten.“

Bernhard sagt dasselbe, obgleich er nicht daran glaubt. Wegen der Unruhe der Tochter verheimlicht er die eigene. So schwindet eine Stunde nach der andern, ein Tag nach dem andern, und immer größer wird Nanettens Angst. Den Tag über weint sie und Nachts thut sie kein Auge zu.

Lucilie hat mich lange Zeit, ungeachtet ihres Versprechens, nicht besucht, weil sie nicht die Unglücksbotin von der Heirath Adolphinens mit ihrem Cousin sein will. Eines Morgens kommt sie und findet Peter, der wie gewöhnlich bei allen seinen alten Kameraden, denen er mein Signalement gegeben hat, herumgelaufen ist, um etwaige Nachrichten über mich einzuziehen.

„Was gibt's?“ ruft Lucilie bei ihrem Eintritt in mein Zimmer. „Welche Unordnung! Alles liegt holtet und polter durch einander.“

„Meiner Seel“, antwortet Peter, „seit Andreas verschwunden ist, weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht; ich weiß kaum, daß ich lebe.“

„Andreas verschwunden? Und seit wann?“

„Seit seine Schöne einen Andern geheirathet hat. Aber mit Verlaub, Mamsell, ich habe sie nie gesehen, die Schöne!“

„Er weiß also von der Hochzeit von Fräulein . . . und ich nahm mir vor, davon zu schweigen. Welch' ein Eigensinn der Andreas ist.“

„Meiner Seel', wenn er liebt, so liebt er zum Rasendwerden.“

„Ich weiß das, Herr Peter. Wüßte nur der gute Andreas, wie lange Fräulein Adolphine sich gesträubt hat . . . aber Papa und Cousin drangen in sie, und auch Mama schien die Heirath zu wünschen, so gab sie endlich nach, und was thut Andreas? Er läuft weg: das Dümme, was er thun konnte. Gibt es nicht viel andere Mittel noch; aber man sieht, daß er nicht aus Paris ist. Wo ist er denn?“

„Wenn wir das wüßten, wären wir nicht so traurig, Mamsell.“

„Trösten Sie sich nur, Herr Peter: Andreas kommt bald wieder; er wird sich eines Bessern besinnen. Alle meine guten Lehren halfen Nichts. Adieu, Herr Peter, weinen Sie nicht wie ein Kind; Sie haben so rothe Augen wie ein Kaninchen. Und Ihr Halstuch, wie das sitzt, und die Rosette, ha ha ha! Wer macht jetzt noch eine Rosette, pfui! Warten Sie, ich will Ihnen zeigen, wie man das Halstuch bindet.“

„Ist nicht nöthig, Mamsell; schön Dank!“

„Sehen Sie . . . so . . . und dann so . . . Der Herr wäre nicht übel, wenn er etwas weniger steif und unbeholfen wäre. Sehen Sie, man legt die Schleifen kreuzweise über einander und zieht sie nach unten durch. Jetzt sind Sie noch 'mal so hübsch.“

„Morgen früh hab' ich's schon vergessen, Mamsell.“

„So will ich wiederkommen, um Ihnen Unterricht darin zu geben... wollte sagen, um mich nach dem guten Andreas zu erkundigen, denn ich habe ihn von Herzen gern, obgleich er mich oft geärgert hat. Aber ich habe ein gutes Herz, ich, und habe ihm längst verziehen. Adieu, Herr Peter, seien Sie nur lustig: das Weinen und Heulen hilft zu Nichts. Sapperment, nicht so steif! und hübsch gerade! und wer macht solche Complimente! ... Adieu! Ich komme bald wieder, um nach Andreas zu fragen.“

„Die Mamsell hat meiner Seel' recht,“ denkt Peter, als Lucilie fort ist. „Wozu das Weinen und Heulen? Wie zum ersten Male werde ich ihn auch zum zweiten Male wiederfinden, um so leichter, als wir jetzt groß geworden sind. Andreas hat mir sein Haus und Vermögen anvertraut, so will ich denn recht dafür sorgen. Ei der Tausend, jetzt wäre mir der Poiseau erwünscht: der liesse mir keine Zeit zum Weinen.“

Nanette denkt anders als Peter. Statt mit der Zeit ruhiger zu werden, wird sie immer unruhiger. Flehentlich bittet sie ihren Vater um Erlaubniß, ihren Bruder suchen zu dürfen.

„Was hilft das Suchen?“ antwortet der Wasserträger. „Gott weiß, wo er sein mag. Und schickt es sich, daß ein junges Mädchen hinter einem jungen Mann herläuft? Hätte ich nur die leiseste Ahnung, wo er sein kann, dann wollte ich es gern erlauben, denn ich kümmere mich um kein Geschwätz: ich weiß, daß Du ordentlich bist und Andreas auch.“

„Und Du weißt ja, Papa, daß Andreas mich nie geliebt hat, daß er nur an seine Adolphine dachte, und doch hat sie einen Andern genommen! O, sie liebte ihn nicht, wie ich ihn liebe!“

„Tochter! das Fräulein ist eine Gräfin und dem Willen ihrer Eltern gehorsam. Wir dürfen sie nicht tadeln; Andreas hätte sie nie heirathen können.“

„Warum nicht, Vater?“

„Warum nicht? Weil die Welt . . . weißt Du, die Welt . . .“

„Nein, Vater, ich weiß nicht; aber laß mich Andreas suchen, ich bitte Dich: ich habe nicht eher Ruhe.“

„Wenn wir ungefähr wissen, wo er ist, dann ja. Bis dahin will ich nicht, daß Du auf gut Glück ausläufst und vielleicht auch Dich verlierst. Bleibe bei mir und warte hübsch auf Nachrichten von ihm.“

Nanette gibt nach; aber sie weint sich im Stillen aus und jeden Abend wiederholt sie bei sich: „Schon wieder ist ein Tag dahin und noch immer keine Nachrichten von ihm. Der Undankbare! Wie kann man Tag und Nacht so schmerzlich auf sich warten lassen! Ach, seine Adolphine liebte ihn nicht, wie ich ihn liebe!“



